Rienzi,
der letzte Tribun.

Ein Roman

von

E. L. Bulwer.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

Erster Theil.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1841.

Alessandro Manzoni,

als dem

Genius Loci,

sind diese Früchte,

gesammelt auf dem Boden italischer Dichtung,

gewidmet.

1. Dec. 1835.

Jetzt wird dein Bild, letzter Tribun, uns wach,
Der unter dem Tyrannenschwarm erstand,
Versöhner von Jahrhunderten voll Schmach —
Petrarka's Freund — Italiens Hoffnungspfand.
Rienzi, letzter Römer! Kurz nur fand
Der Freiheit morscher Stamm sich frisch belaubt —
Es reicht sein Grün zu deines Sargs Guirland' —
Du Held des Forums und des Volkes Haupt!
Durch welchen Rom verjüngt des Numa Reich geglaubt!

Childe Harold IV, 114.

Mitten unter diesem Walten der Begeisterung und der Beredsamkeit wurde Petrarka, wurden Italien und Europa durch eine Revolution überrascht, welche für einen Augenblick die glänzendsten Träume von jenem wirklich machte.

Gibbon, 19. Kapitel.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorrede.

Ich fing diese Erzählung vor zwei Jahren in Rom an. Als ich mich nach Neapel begab, legte ich sie wegen der „letzten Tage von Pompeji“ zurück, weil diese mehr als „Rienzi“ den Vortheil eines Aufenthalts in der Nähe der geschilderten Scenen erheischten. Das Schicksal des römischen Tribunen begleitete und beschäftigte mich jedoch ununterbrochen, und sobald „Pompeji“ öffentlich erschienen war, beeilte ich mich, das früher begonnene Werk zu Ende zu bringen. In der That betrachtete ich die Vollendung dieses Buchs als eine Art von Pflicht; denn da ich Gelegenheit gehabt hatte, die Originalurkunden zu lesen, aus welchen neuere Historiker ihre Berichte über das Leben Rienzi's geschöpft haben, sah ich mich zu dem Glauben geführt, daß ein höchst merkwürdiger Mann oberflächlich beurtheilt, und eine sehr wichtige Periode nachlässig ausgebeutet worden sey. Und dieser Glaube war stark genug, mich zuerst auf den Gedanken eines ernsteren Werks über das Leben und die Zeiten Rienzi's zu bringen. Verschiedene Gründe vereinigten sich gegen diesen Plan — und ich entsagte der Bio=

graphie, um mich zur Dichtung zu wenden. Jedoch habe ich mich mit größerer Treue, als in Romanen gewöhnlich ist, an alle wichtigeren Begebnisse im öffentlichen Leben des römischen Tribuns gehalten, und der Leser wird vielleicht in diesen Blättern eine vollständigere und genauere Erzählung von der Erhebung und dem Fall Rienzi's finden, als in irgend einem mir bekannten englischen Werk. Zwar habe ich eine Ansicht von seinem Charakter aufgestellt, welche einigermaßen von der Gibbon's oder Sismondi's abweicht. Das ist das unbestreitbare Vorrecht des Romans. Aber es ist eine Ansicht, die, nach allen ihren Hauptzügen aufzustellen, ich mich eben so sehr durch die Thatsachen der Geschichte als die Gesetze der Dichtung berechtigt glaube, und ich könnte dies nöthigenfalls beweisen. Inzwischen, da ich die Urkunden angegeben habe, aus welchen ich meine Auffassung der Haupthelden ableitete, ist der Leser hinreichend in Stand gesetzt, selbst zu urtheilen.

Da im Ganzen die wahre Chronologie von Rienzi's Leben beibehalten ist, erstreckt sich die Verwicklung dieses Buchs über einen Zeitraum von mehreren Jahren und umfaßt eine Mannigfaltigkeit von Charakteren, wie sie zur treuen Schilderung der Ereignisse erforderlich ist. Deswegen kann die Geschichte nicht gerade diejenige Art des Interesses haben, die man in streng und eigentlich dramatischen Werken findet, in welchen, nach meinem Urtheil wenigstens, die Zeit so beschränkt, die Personen so wenige als möglich seyn sollten; kein neuer Charakter, der für die Entwicklung von Wichtigkeit ist, darf gegen das Ende des Stücks eingeschoben werden. Wenn ich das Wort episch im bescheidensten

und anmaßungslosesten Sinn gebrauchen darf, so gehört dieses Produkt mit einem Wort, obgleich es sich dramatische Situationen erlaubt, doch als ein Ganzes eher der epischen als der dramatischen Schule an. Ein Werk, das sich die Verbrechen und Irrthümer einer Nation zum Vorwurf nimmt, das, wenn auch ohne glücklichen Erfolg, es wagt, das Geschehene und Wirkliche auf der höchsten Bühne der Leidenschaft oder der That aufzusuchen, kann, meines Erachtens nur selten mit Vortheil der melodramatischen Effekte sich bedienen, welche ein gewöhnliches Geheimniß hervorbringt, oder jenes auf der Bühne wirksamen Humors, der, von kleinen Charaktereigenthümlichkeiten ausgehend, die Aufmerksamkeit des Lesers von der Größe und vom Verbrechen ab, auf eine Schwäche oder Thorheit lenkt. Auch läßt ein Gedicht, das sich einen solchen Gegenstand erkoren, nicht sehr häufig in kleinliches Detail eingehende, entbehrliche Schilderungen von Costüm und Sitten zu. Ich habe in der That einen unehrgeizigen und unbestreitbaren Grund gehabt, kurz zu seyn in meinen Schilderungen von Costüm und Sitten (obgleich, was sich davon hier findet, hoffentlich hinreichend treu ist,) ich schildre ein feudales Jahrhundert und habe, nach den unnachahmlichen und unsterblichen Schilderungen Sir Walter Scotts kein Verlangen, in Beschreibung von feudalen Sitten weitläufiger zu seyn als nöthig. Ich deute dies an, um das Gemüth des Lesers vorzubereiten, was er in diesem Werk zu erwarten habe — eine Pflicht, welche mir jedem bescheidnen und wohlgesinnten Autor obzuliegen scheint — und eine Vorsicht, die, während sie manchmal ihm selbst Kränkungen, so nicht minder häufig

dem Leser eine Täuschung erspart. — Ich muß gestehen, diese Einleitung scheint einigermaßen unheilverkündend! Wenig Costüm, wenig Geheimniß!* kein Humor! Was bleibt denn da noch für Interesse und Unterhaltung übrig? Ach! Leidenschaft, Charaktere, Handlungen bieten noch Stoff genug dar, wenn nur der arme Bearbeiter sie auf geeignete Weise zu verflechten versteht.

In der Zeichnung des römischen Volks, so wie des römischen Adels im vierzehnten Jahrhundert, folge ich buchstäblich den auf uns gekommenen Schilderungen; sie sind nicht schmeichelhaft, aber es sind sprechende Bilder. In manchen Partieen meines Werks werden möglicherweise diejenigen, welche meinen, die Menge — gleichviel zu welcher Zeit, gleichviel in welchem Land — habe immer Recht, eine conservative Moral zu entdecken, ein Verdacht, in welchen ich bei Andern schwerlich kommen werde. Aber sehr scharfsinnige Geister wahrlich gehören dazu, um dies Buch nach den Parteiinteressen des Tages auszudeuten; wenigstens liegt nichts meinem Wunsche, meiner Absicht ferner. Die Dichtung, welche der Geschichte sich anschließt, mag sich, wie die Geschichte selbst, mit den ruhigen und anerkannten Lehren der Vergangenheit befassen; aber sie wird ihrer Würde untreu, wenn sie ungeeignete Analogien zu den hitzigen und zweideutigen Kämpfen der Gegenwart herbeizieht.

Ich kann nicht schließen, ohne den Zoll meines ehrerbietigen Lobes und meiner Huldigung der gewandten und

* Was von Geheimniß hier vorkommt, ist absichtlich unter einem sehr dünnen Schleier gelassen worden. Der Schreck wird oft um so größer, wenn er von Ferne angedeutet ist.

reichbegabten Dichterin der Tragödie Rienzi darzubringen. In Betracht, daß unser Held eine und dieselbe Person ist, in Betracht, daß wir dieselben Materialien hatten, um darnach unsre Gegenstände zu bearbeiten: wird man hoffentlich finden, daß ich wenig oder gar nicht auf einen schon in Besitz genommenen Grund und Boden übergegriffen. Mit einziger Ausnahme einer Liebesintrigue zwischen zwei Personen, deren eine Rienzi's Verwandtschaft, die andre der Gegenpartei angehört, welche in der Tragödie der Miß Mitfort den Knoten bildet, und in meinem Roman wenig mehr als eine Episode ist, die auf die Handlungsweise des Helden wenig, auf sein Schicksal gar keinen Einfluß ausübt, wüßte ich keine Aehnlichkeit, die zwischen beiden Werken stattfände. Und selbst dies Zusammentreffen hätte ich leicht vermeiden können, wenn es mir im Geringsten rathsam erschienen wäre. Aber wo eine solche Fülle ist, da war das Nachahmen eine Ehre, es würde beinahe Mißtrauen erregen, hätte ich gar nichts Aehnliches.

In der That, die reichen Materialien der Geschichte — die umfassende und fruchtbare Vielseitigkeit von Rienzi's Charakter — zusammt den Vortheilen, die dem Novellisten vergönnen, sich alles Dessen zu bemächtigen, was der Dramatiker muß fahren lassen * — dies Alles genügt, um die

* So gestattet der beschränkte, dem Dramatiker zugemessene Raum, der Miß Mitford nicht, ganz getreu in den Thatsachen zu seyn — zwischen Rienzi's früherer und späterer Periode der Macht zu unterscheiden, oder die wahren, aber einigermaßen verwickelten Ursachen seiner Erhebung, seines Glanzes und seines Falls zu entwickeln.

Collision zwischen diesem und dem Novellisten zu verhüten. Wenn ich in der Auffassung von Rienzi's Charakter von Gibbon abweiche, so weiche ich auch in mancher Beziehung von Miß Mitfort ab — noch mehr entfernte ich mich von ihr hinsichtlich der Moral, die aus seinem Schicksal sich ergeben soll, aber ich gestehe, daß unter beiden mir Miß Mitfort gerechter scheint als Gibbon. Bei Männern, welche groß geworden sind durch Begeisterung (die Poesie des Temperaments) vertreten oft die Dichter die Stelle der gründlichsten Historiker.

London, 1. December 1835.

Erstes Buch.

Zeit, Ort und Menschen.

„Gesäugt war er von Kindheit an mit der Milch der Beredsamkeit, ein guter Grammatiker, noch besserer Redner, guter Schriftsteller ... O wie so oft sagte er: Wo sind jene trefflichen Römer? Wo ist ihre große Gerechtigkeit? O wären wir geboren in der Zeit, wo sie in Blüthe standen! Er war ein schöner Mann .... Es begab sich, daß ein Bruder von ihm ermordet wurde und war keine Rache genommen worden für seinen Tod; er konnte ihm nicht zu Hülfe kommen, lange Zeit dachte er darauf, das Blut seines Bruders zu rächen; lange Zeit dachte er darauf, die übel geleitete Stadt Rom ins Geleis zu bringen.“ (Vita di Cola di Rienzi. Forli 1828.)

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

Der Titel dieses Buchs wird dem Leser schon gesagt haben, daß meine Geschichte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts beginnt.

An einem Sommerabend konnte man zwei junge Leute die Küsten der Tiber entlang wandeln sehen, unweit von dem Ort, wo ihr schlän-

gelnder Lauf an dem Fuß des Aventin hingleitet. Der Pfad, den sie eingeschlagen, war abgelegen und ruhig. Von Ferne nur sah man die zerstreuten, schmutzigen Häuser, welche den Fuß einfaßten, unter welchen da und dort das hohe Dach und die mächtigen Thürme sich schwarz erhoben, welche die befestigte Burg eines römischen Barons bezeichneten. Auf der einen Seite des Flusses, hinter den Hütten der Fischer, erhob sich der Janikulus, dunkel von üppiger Vegetation, zwischen der vielfach die grauen Mauern von schloßartigen Palästen und die Giebel und Säulen von hundert Kirchen schimmerten; auf der andern Seite stieg der verödete Aventin steil und jäh empor, bedeckt von dickem Buschwerk; während von den verborgenen aber zahlreichen Klöstern der Hall der Abendglocke nicht unmusikalisch, die ruhige Landschaft und die gekräuselten Wellen entlang, hoch in den Lüften ertönte.

Der Aeltere von den beiden, unsern Blicken vorgeführten jungen Männern, der um etwas über sein zwanzigstes Jahr hinaus seyn mochte, war von großem und sogar imposantem Wuchs und seine Erscheinung hatte etwas Auffallendes und selbst Edles, trotz seiner unscheinbaren Kleidung, die aus dem langen weiten Rock und der glatten Tunika bestand, beides von dunkelgrauer Sarsche, damals die unterscheidende Kleidung der bescheidenen Schüler, die durch den Besuch der Klöster sich jene rohen Kenntnisse erwarben, welche von angestrengter Arbeit die armselige Ausbeute waren. Sein Gesicht war schön, und sein Ausdruck wäre eher munter als nachdenklich gewesen, hätte sich nicht darin jene streifende, zerstreute Träumerei des Auges gezeigt, die gewöhnlich einen Hang zur Beschaulichkeit und zum Brüten ankündigt, und verräth, daß die Vergangenheit oder die Zukunft den Geist mehr anspricht, als der Genuß oder die That der gegenwärtigen Stunde.

Der Jüngere, noch ein Knabe, hatte nichts Auffallendes in seiner Gestalt oder Miene, wenn man nicht einen Ausdruck von großer Güte und Sanftheit so bezeichnen wollte; es lag etwas beinah Weib-

liches in der zärtlichen Hingebung, womit er seinem Begleiter zuzuhören schien. Seine Kleidung war die gewöhnliche der niedern Klassen, obwohl vielleicht etwas zierlicher und neuer; und die zärtliche Eitelkeit einer Mutter konnte man erkennen an der Sorgfalt, womit die langen, seidenen Locken zurechtgestrichen und abgetheilt waren, so wie sie unter der Mütze hervorquollen und ihm halb auf die Schultern herabfloßen.

Wie sie so, die Arme gegenseitig um einander geschlungen, dem flüsternden Schilfrohr des Stromes entlang hinschlenderten, da lag nicht nur in ihrem Wesen und ihrer Haltung, sondern auch in der Jugend und augenscheinlichen Zärtlichkeit der Brüder — denn in diesem nahen Verhältniß standen sie zu einander — etwas Anmuthiges und Rührendes, was sie über die Niedrigkeit ihres muthmaßlichen Standes zu erheben schien.

„Lieber Bruder," sagte der Aeltere, „ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß mir diese Abendstunden gewähren. Ich fühle, daß ich Dir allein nicht als ein bloßer Schwärmer und Träumer vorkomme, wenn ich von der ungewissen Zukunft spreche und meine Luftschlösser baue. Unsre Eltern hören mir zu, als läse ich ganz artige Sachen aus einem Buch vor, und meine liebe Mutter, Gott segne sie! wischt sich die Augen und sagt: Schaut nur wie gelehrt er ist! Die Mönche, wenn ich je von meinem Livius aufzublicken wage und ausrufe: So sollte Rom wieder werden! stutzen und gaffen und runzeln die Stirn, als hätt' ich eine Ketzerei vorgebracht. Aber Du, mein holder Bruder, wenn gleich Du meine Studien nicht theilst, interessirst Dich so freundlich für alle Früchte derselben — Du scheinst meinen kühnen Planen solchen Beifall zu schenken, meine ehrgeizigen Hoffnungen so zu ermuthigen, daß ich manchmal unsre Geburt und Armuth vergesse, und denke und träume, als ob kein anderes Blut als das des deutschen Kaisers durch unsre Adern flöße."

„Mich dünkt, lieber Cola," versetzte der jüngere Bruder, „die Natur hat uns einen schlimmen Streich gespielt; Dir verlieh sie die

königliche Seele, die, obwohl in Dunkelheit, von unsres Vaters Abstammung sich herschreibt, und mir nur den ruhigen und bescheidenen Geist von meiner Mutter niedriger Verwandtschaft."

„Nein!" erwiederte Cola rasch, „Du würdest dann den bessern Theil haben! Denn ich wäre dann von barbarischer Herkunft und Du von römischer. Es gab eine Zeit, wo der Name eines einfachen Römers mehr galt als der eines nordischen Königs. Nun, nun, wenn wir am Leben bleiben, können wir noch große Dinge sehen!"

„Ich werde es erleben, Dich als einen großen Mann zu sehen und daran werde ich mir genügen lassen," sagte der Jüngere, liebevoll lächelnd, „ein großer Gelehrter bist Du schon nach Aller Urtheil; unsre Mutter weissagt Dir Glück, so oft sie von Deinen so willkommenen Besuchen bei den Colonna's hört."

„Die Colonna's!" sagte Cola mit einem bittern Lächeln, „die Colonna's! die Pedanten! die abgeschmackten Seelen brüsten sich mit ihrer Kenntniß der Vergangenheit, spielen den Patron und citiren ganz falsch bei den Bechern lateinische Stellen. Sie heißen mich bei ihrer Tafel willkommen, weil die römischen Doktoren mich gelehrt nennen und weil mir die Natur einen kühnen Witz schenkte, der ihnen ergötzlicher ist, als die altbacknen Späße eines gedungenen Lustigmachers. Ja, sie würden mein Glück fördern — aber wie? durch eine Stelle in dem Dienste des Staats, die einen ehrlosen Beutel füllen würde, indem ich noch grausamer unsern verhungernden Bürgern ihr mühsam erworbenes Geld abpreßte! Wenn es etwas Niederträchtiges in der Welt gibt, so ist es ein Plebejer, der von den Patriciern emporgehoben wird, nicht in der Absicht, seinem Stand zu Hülfe zu kommen, sondern um den Kuppler für ihre schmählichsten Interessen zu spielen. Einer vom Volk macht sich selbst zum Verräther an seiner Geburt, wenn er sich zur Puppe dieser tyrannischen Heuchler hergibt, daß sie ihre Hände aufheben und rufen: „Schaut, welche Freiheit in Rom herrscht, wenn wir, die Patricier, einen Plebejer so erheben!" Erhoben sie je einen Plebejer, wenn er ein Herz für das Volk hatte?

Nein, Bruder! sollte ich mich je über unsern Stand emporschwingen, so will ich mich aufschwingen durch die Arme meiner Landsleute und nicht auf ihrem Nacken!"

„Alles, was ich hoffe, Cola, ist, daß Du nicht in Deinem Eifer für unsre Mitbürger vergessest, wie theuer Du uns bist. Keine Größe könnte mich je mit dem Gedanken aussöhnen, daß sie Dir Gefahr bringen möchte."

„Und ich könnte jeder Gefahr spotten, wenn sie nur zur Größe führt. Aber Größe! Größe! Eitler Traum! Versparen wir ihn für unsern Nachtschlummer. Genug von *meinen* Planen; jetzt, liebster Bruder, von den *Deinigen*!"

Und mit der ihm eigenen, sanguinischen und lebhaften Schnellkraft ließ der junge Cola alle seine kühnen Gedanken fahren, um mit ganzer Seele auf die bescheidenern Aussichten seines Bruders einzugehen. Das neue Boot, die Sonntagskleidung, die Verlegung der Hütte in ein den Bedrückungen der Barone weniger ausgesetztes Stadtviertel, und solche in weiter Ferne liegende Liebesbilder, wie sie ein dunkles Auge und ein freundlicher Mund dem unbestimmten Gefühl eines Knaben vorschweben ließen. Den Planen und Bestrebungen, die sich auf solche Gegenstände beschränkten, lieh der Gelehrte sein Ohr mit faltenloser Stirne und mildem Lächeln; und oft im spätern Leben kam ihm dies Gespräch wieder ins Gedächtniß, wenn er sich scheute, sein eigenes Herz zu befragen, welche Art von Ehrgeiz die weisere sey?

„Und dann," fuhr der jüngere Bruder fort, „nach und nach könnte ich genug ersparen, um ein solches Fahrzeug zu kaufen, wie wir da sehen, ohne Zweifel befrachtet mit Korn und Waaren, das mir — ha gewiß! so viel einträge, daß ich Dir Deine Stube mit Büchern anfüllen könnte und nie mehr von Dir die Klage hören müßte, daß Du nicht reich genug seyest, um ein paar zerbröckelnde alte Mönchshandschriften Dir anzuschaffen. Ach, wie glücklich würde mich Das

machen!" Cola lächelte und drückte seinen Bruder innig an die Brust. „Lieber Knabe!" sagte er, „sey es vielmehr meine Sorge, Dir Deine Wünsche zu erfüllen! Aber mich dünkt, die Herren jenes Fahrzeuges führen keine beneidenswerthe Ladung, sieh, wie ängstlich sich die Männer umsehen, und hinter sich und vorwärts; so friedliche Handelsleute sie seyn mögen, fürchten sie doch sogar in dieser Stadt (einst der Stapelplatz der gesitteten Welt!) die Verfolgung eines Piraten, und ehe sie am Ziele ihrer Fahrt sind, kann dieser Pirat sich in der Person eines römischen Edeln zeigen. Ach, wie weit sind wir heruntergekommen!"

Das besprochene Fahrzeug eilte rasch den Strom abwärts und drei oder vier Bewaffnete auf dem Verdecke beobachteten wirklich mit Aufmerksamkeit die beiden stillen Ufer, wie wenn sie einen Feind vermutheten. Bald jedoch entschwand die Barke dem Auge und die Brüder kehrten wieder zu jenen Gegenständen zurück, die, indem sie zu ihrem Thema nichts als die Zukunft bedürfen, für jugendliche Gemüther so anziehend sind.

Endlich, als der Abend hereindunkelte, besannen sie sich, daß die gewöhnliche Stunde ihrer Rückkehr nach Hause vorüber sey und sie traten den Heimweg an.

„Halt!" sagte Cola plötzlich, „wie hat mich unser Gespräch zerstreut! Pater Uberto versprach mir eine seltene Handschrift, die, wie der gute Bruder gestand, das ganze Kloster verblüfft hat. Ich wollte diesen Abend seine Zelle besuchen, um sie zu holen. Warte hier einige Minuten; es ist nur den Aventin halb hinauf. Ich bin bald wieder zurück."

„Kann ich dich nicht begleiten?"

„Nein," versetzte Cola, mit rücksichtnehmender Freundlichkeit, „Du hast den ganzen Tag Mühe und Arbeit getragen und mußt müde seyn; meine Anstrengungen, die körperlichen wenigstens, waren leicht genug. Auch bist Du zart und scheinst bereits erschöpft; die Ruhe wird Dir wohl thun. Ich werde nicht lange aus seyn."

Der Knabe gab sich zufrieden, obgleich er seinen Bruder lieber begleitet hätte. Aber er besaß eine sanfte und nachgiebige Gemüthsart und widerstand selten den leisesten Wünschen Derer, die er liebte. Er setzte sich auf einen kleinen Hügel am Flusse, und der feste Schritt und die mannhafte Gestalt seines Bruders waren dem Nachsehenden bald durch das dichte und melancholische Buschwerk entzogen.

Anfangs saß er ganz ruhig, freute sich der kühlen Luft und dachte all' den Geschichten vom alten Rom nach, die ihm sein Bruder auf dem Spaziergange erzählt hatte. Endlich erinnerte er sich, daß seine kleine Schwester Irene ihn gebeten, ihr einige Blumen mitzubringen; er pflückte einige, wie er sie in der Nähe fand, (und auf dieser wüsten Stelle wuchs gar manche wilde, strotzende Blume) setzte sich dann wieder und begann daraus eine Guirlande zu flechten, für welche die Landleute des Südens noch die antike Vorliebe und zum Theile auch die klassische Geschicklichkeit bewahrt haben.

Während der Knabe damit beschäftigt war, hörte man in der Ferne das Stampfen von Pferden und das laute Geschrei von Männern. Sie kamen näher und näher.

„Ein Aufzug von Baronen vielleicht, die von einem Feste zurückkehren," dachte der Knabe; „es wird ein hübsches Schauspiel seyn — ihre weißen Federn und Scharlachmäntel — ich sehe dergleichen gar gern, aber ich will ihnen doch aus dem Wege gehen."

So, mechanisch fortflechtend an seinem Kranze, aber das Auge auf die Stelle gerichtet, woher er den Zug erwartete, begab sich der junge Römer noch näher zu dem Fluße hin.

Jetzt bekam er den Zug zu Gesichte — in der That eine stattliche Schaar; voran Reiter, zu Zwei und Zwei, wo der Weg es gestattete, auf prächtig geschirrten Pferden — fröhlich flatterten ihre Federn, und der Schimmer ihrer Brustharnische glitzerte durch die Schatten des dämmernden Zwielichts. Ein großer, bunter Haufen, alle bewaffnet, Einige mit Piken und Keulen, Andere mit minder kriegerischen oder

schlechter beschaffenen Waffen, folgte den Rittern, und hoch über Federn und Piken schwankte das blutrothe Panier der Orsini, mit goldschimmerndem Motto und Devise, in letzterer das guelfische Zeichen, die Schlüssel St. Peters, prunkend angebracht. Eine augenblickliche Furcht durchbebte die Seele des Knaben, denn damals und in jener Stadt war ein Edelmann, umgeben von seinem Kriegsgesinde, von den Plebejern mehr gefürchtet als ein wildes Thier; aber zur Flucht war es schon zu spät, der Zug war ihm auf der Ferse.

„He, Knabe!" rief der Anführer der Reiter, Martino di Porto, von dem mächtigen Hause der Orsini, „hast du ein Fahrzeug den Fluß passiren sehen? Aber du mußt es gesehen haben? Wie lange ist es?"

„Ich sah ein großes Fahrzeug ungefähr vor einer halben Stunde," antwortete der Knabe, erschreckt durch die rauhe Stimme und das heroische Wesen des Ritters.

„Sehr schnell segelnd, mit einer grünen Flagge auf dem Hintertheil?"

„So ist es, edler Herr!"

„Drauf denn; wir wollen seinen Lauf aufhalten, eh' der Mond aufgeht," sagte der Baron. „Drauf! der Knabe soll mit uns, daß er nicht zum Verräther wird und bei den Colonna's Lärm macht!"

„Orsini, Orsini hoch!" jauchzte die Schaar; „drauf, drauf!" und seiner Bitten und Vorstellungen ungeachtet wurde der Knabe mitten in den dicksten Schwarm genommen und mit den Uebrigen fortgerissen oder vielmehr geschleppt — zitternd, athemlos, beinahe weinend; den armen Kranz hatte er noch am Arm hängen und in seine sträubende Hand wurde ihm ein Prügel gedrückt. Trotz seinem Schrecken empfand er doch noch eine Art kindischer Neugier, den Ausgang dieser Unternehmung zu sehen.

Aus dem lauten und lebhaften Gespräche seiner Begleiter erfuhr er, daß das Schiff, welches er gesehen, eine Ladung Korn enthielt, bestimmt für eine am Fluße gelegene Feste, welche die Colonna's inne hatten, eben damals in eine erbitterte Fehde mit den Orsini verwickelt;

der Zweck dieses Streifzuges, in welchen der Knabe so unglücklicherweise hineingezogen worden, ging darauf, die Vorräthe aufzufangen und sie der Mannschaft des Martino di Porto in die Hände zu spielen. Diese Kunde vermehrte noch die Bestürzung des Knaben, denn er gehörte zu einer Familie, welche unter dem Schutze der Colonna stand.

Aengstlich und weinend blickte er jeden Augenblick nach dem steilen Pfade des Aventin, aber sein Hort, sein Beschützer verzog noch immer, zu kommen.

Sie hatten eine Strecke zurückgelegt, als eine Wendung des Weges ihnen auf einmal den Gegenstand ihrer Verfolgung zeigte; beim Lichte der frühesten Sterne sah man das Schiff rasch stromabwärts eilen.

„Jetzt seyen die Heiligen gesegnet!“ sagte der Anführer; „es ist unser!“

„Halt!“ sagte ein Hauptmann, ein Deutscher, der zunächst an Martino ritt, halb flüsternd; „ich höre Laute, die mir nicht gefallen, von jenen Bäumen her — horch, das Wiehern eines Pferdes! bei meiner Treu, da schimmert auch ein Brustharnisch!“

„Drauf und dran, meine Herren,“ rief Martino, „der Weih soll nicht den Adler überflügeln! drauf und dran!“

Mit erneuertem Jauchzen drangen die zu Fuß voran, bis, als sie beinahe das von dem Deutschen bezeichnete Gebüsch erreicht hatten, eine kleine gedrängte Schaar Reiter, bis an die Zähne gewaffnet, unter den Bäumen hervorbrach und mit gesenkten Speeren sich auf die Reihen der Verfolger stürzte.

„Colonna, Colonna!“ und „Orsini, Orsini!“ diese Rufe wechselten laut und heftig ab. Martino di Porto, ein Mann von großer Stärke und Kühnheit, und seine Reiter, meist deutsche Miethsoldaten, begegneten dem Angriffe unerschüttert.

„Nehmt euch in Acht vor des Bären * Umarmung!“ rief der

* Anspielung auf den Namen Orsini.

Orsini, als sein Gegner, Reiter und Roß, vor seiner Lanze niederstürzte.

Der Kampf war kurz, aber hitzig; die vollständige Rüstung der Reiter auf beiden Seiten schirmte sie vor Wunden — nicht so mit heiler Haut kamen die nur halb gewaffneten Fußtruppen der Orsini davon, als sie, einer den andern vorandrängend, gegen die Colonna's anrückten. Nach einem Sturme von Steinen und Wurfpfeilen, die nur wie Hagelkörner gegen die schweren Panzer der Ritter anprallten, drängten sie sich heran und hemmten durch ihre Menge die Bewegungen der Rosse; während Speer, Schwert und Streitaxt ihrer Gegner unter ihren undisciplinirten Reihen gräßliche Verwüstung anrichteten. Martino, ziemlich gleichgültig, wie viele vom gemeinen Troß erschlagen wurden, sah, daß der Feind für den Augenblick durch den wilden Andrang und die umfluthende Masse seines Fußvolkes behindert war (denn der Kampfplatz, zwar etwas weiter als zuvor die Straße, war doch enge und beschränkt), gab einigen seiner Reiter ein Zeichen und stand im Begriffe, weiter dem Schiffe nachzureiten, das man jetzt beinahe aus dem Auge verloren hatte, als der Ton eines Hifthorns in einiger Ferne von einem der Feinde auf dem Kampfplatze beantwortet wurde; das Geschrei: „Zu Hülfe der Colonna!“ wiederhallte weithin. In wenigen Augenblicken erblickte man eine zahlreiche Schaar zu Pferd in vollem Laufe, die Panniere der Colonna fröhlich voran flatternd.

„Die Pest über die Zauberer! Wer hätte gedacht, daß sie uns so fein ausspioniren würden!“ murmelte Martino, „wir dürfen die ungleiche Wette nicht annehmen!“ und die Hand, die er zuvor erhoben hatte, um vorwärts zu winken, gab jetzt das Zeichen zum Rückzuge.

Brust an Brust gedrängt und in voller Ordnung wandten sich Martino's Reiter zur Flucht; das Gesindel zu Fuß, das ausgezogen war, um Beute zu machen, blieb jetzt, um sich schlachten zu lassen. Zwar strebten sie, dem Beispiele ihrer Führer zu folgen; aber wie

konnten sie Alle hoffen, den nachsetzenden Schlachtrossen und den scharfen Lanzen ihrer Gegner zu entkommen, deren Blut durch den Kampf erhitzt war und die das Leben der ihnen Preisgegebenen nicht anders ansahen als ein Knabe Wespennester, die er zerstört. Der Haufe zerstreute sich nach allen Richtungen — einige entkamen wirklich auf die Berge, wo die Pfade den Rossen unzugänglich waren — einige stürzten sich in den Fluß und schwammen an's andere Ufer; die weniger Kaltblütigen oder Erfahrnen, welche geradaus flohen, trugen, indem sie die Feinde auf dem Wege hemmten, dazu bei, ihren Anführern das Entkommen zu erleichtern, aber sie selbst fielen Leichnam an Leichnam, in unabläßiger, widerstandloser Verfolgung hingeschlachtet.

„Keinen Pardon den Schurken — jeder erschlagene Orsini ist ein Räuber weniger — haut ein für Gott, den Kaiser und die Colonna!“ Dieß war das Geschrei, welches den erschrockenen, fallenden Flüchtlingen als Todtenglocke in's Ohr drang. Unter Denen, die geradaus auf dem der Reiterei zugänglichsten Wege flohen, war auch der junge Bruder Cola's, auf so unschuldige Weise in den Kampf verwickelt. Eilig floh er, von Angst schwindlig — der arme Knabe, der zuvor kaum je von seiner Eltern, seines Bruders Seite gekommen! — Die Bäume schwanden an ihm vorüber, die Ufer entfernten sich — weiter eilte er und rasch hinter ihm her das Stampfen der Hufe, das Jauchzen, die Flüche, das trotzige Gelächter der Feinde, wenn sie über die auf ihrer Bahn liegenden Todten und Sterbenden hinsprengten. Er war jetzt an dem Orte, wo ihn sein Bruder verlassen, hastig schaute er zurück und sah die gesenkte Lanze und den gesträubten Helmbusch des Reiters dicht in seinem Rücken, verzweifelnd blickte er um sich und siehe da! sein Bruder stürzte durch das dichte Buschwerk, das den Berg einfaßte und sprang zu seiner Hülfe herbei.

„Rette mich, rette mich, Bruder!“ kreischte er laut und der Schrei traf Cola's Ohr; das Schnauben des stolzen Schlachtrosses berührte ihn mit heißem Hauche; — noch einen Augenblick und mit einem wilden, gellenden Rufe: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! sank er zu

Boden — eine Leiche; die Lanze des Verfolgers hatte ihn ganz vom Rücken bis zur Brust durchbohrt! und heftete ihn an den Rasen fest, wo er vor noch nicht einer Stunde voll jungen Lebens und sorgloser Hoffnungen gesessen hatte.

Der Reiter riß seinen Speer heraus und setzte, seinen Kameraden folgend, seine Verfolgung gegen neue Opfer fort. Cola war herbeigekommen — er befand sich an der Stelle, neben seinem ermordeten Bruder knieend. Gleich darauf kam, unter Hörner- und Trompetengeschmetter ein vornehmerer Zug, als die meisten der bisherigen Streiter gewesen waren, die nur die Vorhut der Colonna ausgemacht hatten. An ihrer Spitze ritt ein bejahrter Mann, dessen langes, weißes Haar unter seinem befiederten Helme hervorquoll und sich mit seinem ehrwürdigen Barte mischte. „Wer ist dieß?“ fragte der Führer, sein Pferd anhaltend, „der junge Rienzi!“

Der Jüngling schaute auf, als er diese Stimme hörte, stürzte dann auf das Pferd des alten Edelmanns los, umfaßte seine Hände und schrie in kaum artikulirten Tönen: „Es ist mein Bruder! edler Stephan, ein Knabe, ein bloßes Kind! das beste, das sanfteste! Seht, wie sein Blut auf das Gras rieselt; zurück! zurück! Die Hufe Eures Pferdes waten in dem Blutstrom! Gerechtigkeit, o Herr! Gerechtigkeit! Ihr seyd ein mächtiger Mann!“

„Wer erschlug ihn? ein Orsini ohne Zweifel; Ihr sollt Gerechtigkeit bekommen!“

„Dank, Dank!“ murmelte Rienzi; indem er wieder neben seinem Bruder niedertaumelte, des Knaben Angesicht vom Grase aufhob und hastig nach dem Pulsschlage seines Herzens suchte; er zog rasch seine Hand zurück, denn sie war geröthet von Blut, und diese Hand in die Höhe hebend, schrie er wieder: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

Die Gruppe um den alten Stephan Colonna wurde, so sehr sie gegen solche Auftritte abgehärtet war, doch durch diesen Anblick erschüttert. Ein schöner Knabe, dem die Thränen heftig seine Wangen herunter rannen und der seinen Zelter dicht an der Seite des alten

Colonna ritt, zog sein Schwert. „Herr," sagte er, halb schluchzend, „nur ein Orsini konnte einen harmlosen Jüngling, wie diesen, morden: laßt uns keinen Augenblick verlieren! laßt uns den Schurken nachsetzen!"

„Nein, Adrian, nein!" rief Stephan, seine Hand dem Knaben auf die Schulter legend, „dein Eifer ist lobenswerth, aber wir müssen uns vor einem Hinterhalte hüten. Unsere Leute haben sich zu weit gewagt — heda, hieher! blast zur Umkehr!"

In wenigen Augenblicken brachten die Hifthörner die Verfolger zurück — unter ihnen auch den Reiter, dessen Speer einen so unglücklichen Mißgriff gethan. Er war der Anführer in dem Kampfe mit Martino di Porto gewesen und das Gold an seiner Waffenrüstung und das prächtige Geschirr seines Streitrosses verriethen seinen hohen Rang.

„Dank, mein Sohn, Dank," begrüßte der alte Colonna diesen Ritter, „Du hast brav und tapfer Dich gehalten. Aber sage mir, weißt Du, — denn Du hast ja ein Adlerauge — wer von den Orsini diesen armen Knaben erschlug? — eine schändliche That, seine Familie gehört noch dazu zu unsern Schützlingen!"

„Wer? jener Bursche?" versetzte der Reiter, den Helm vom Haupte nehmend und sich die erhitzte Stirne abwischend; „sagt Ihr so! wie kam er denn unter des Martino Spitzbuben? Ich besorge, der Irrthum ist ihm theuer zu stehen gekommen. Ich mußte annehmen, er gehöre zu der Bande der Orsini und so — und so —"

„Ihr erschlugt ihn!" rief Rienzi mit einer Donnerstimme, sich vom Boden aufraffend. „Gerechtigkeit also, mein Herr Stephano! Gerechtigkeit! Ihr verspracht mir Gerechtigkeit und ich will sie haben!"

„Mein guter Junge," sagte der Alte mitleidig, „es wäre Euch Gerechtigkeit geworden gegenüber von den Orsini, aber seht Ihr nicht, daß dieß ein Irrthum war! Mich wundert nicht, wenn Ihr jetzt zu betrübt seyd, um Vernunft anzunehmen. Wir müssen Dieß mit Euch ins Gleiche bringen."

„Und nehmt Dieß für Seelenmessen für den Knaben; der Unfall thut mir sehr leid," sagte der jüngere Colonna, eine Goldbörse ihm zuwerfend. „Ja, kommt zu uns in den Palast nächste Woche, junger Cola — nächste Woche. Mein Vater, es wäre das Beste, wir kehrten zu dem Schiffe um; es bedarf vielleicht jetzt unserer zu seiner Sicherheit."

„Recht, Gianni; Zwei von Euch bleiben und nehmen sich der Leiche des armen Burschen an! ein betrübender Zufall, wie mochte es sich so treffen?"

Der Zug wandte sich wieder dahin, von wo sie gekommen waren und außer zwei gemeinen Soldaten, welche da blieben, verweilte nur der Knabe Adrian einige Augenblicke und bemühte sich, Rienzi zu trösten, der, wie ein Wahnsinniger, starr dastand, dem dahineilenden Schwarme nachstierte und vor sich hin murmelte: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Ich will sie schon noch bekommen!"

Die laute Stimme des ältern Colonna rief Adrian ab, der sich widerstrebend und mit Thränen entfernte. „Laßt mich Euern Bruder seyn," sagte der tapfere Knabe, zärtlich die Hand des Jünglings an sein Herz pressend, „ich wünsche mir einen Bruder wie Ihr!"

Rienzi antwortete nicht; er beachtete und hörte ihn nicht — dunkle und wilde Gedanken, Gedanken, worin der Keim einer gewaltigen Revolution lag, erfüllten sein Herz. Er erwachte daraus mit einer heftigen Bewegung, als die Soldaten aus ihren Schilden eine Art von Bahre für den Leichnam zu machen sich bemühten, brach in Thränen aus, drängte sie trotzig weg und drückte den Entseelten an seine Brust, bis er im eigentlichsten Sinne von dem hervorquellenden Blute durchnäßt war.

Der Kranz des armen Kindes war, selbst als es fiel, nicht von seinem Arme geglitten und hing, in die Kleider verwickelt, jetzt noch an ihm. Dieser Anblick erinnerte Cola wieder an all' die Zärtlichkeit, die Gutherzigkeit und gewinnende Anmuth seines einzigen Bruders, seines einzigen Freundes! Es war ein Anblick, der den frühen und

unverdienten Tod des schuldlosen Knaben noch unmenschlicher erscheinen ließ. „Mein Bruder! mein Bruder!“ stöhnte der Ueberlebende, „wie soll ich unserer Mutter wieder unter die Augen treten? wie werde ich nur die Nacht und Einsamkeit wieder ertragen? So harmlos! Seht, ihr Herren, er war nur zu zärtlich. Und sie wollen uns keine Gerechtigkeit schaffen, weil sein Mörder ein Adeliger und ein Colonna ist. Und dieses Gold noch gar! Gold für das Blut eines Bruders! Werden sie uns“ — und die Augen des jungen Mannes funkelten wie Feuer, „werden sie uns keine Gerechtigkeit geben? Die Zeit wird es lehren!“ Mit diesen Worten beugte er sein Haupt über den Leichnam; seine Lippen bebten wie von einem innerlichen Gebete oder einer Beschwörung; dann stand er auf; sein Antlitz war so blaß wie der Todte neben ihm; aber es war nicht mehr blaß vor Schmerz!

Von diesem blutigen Körper, von diesem innerlichen Gebete stand Cola di Rienzi als ein verwandeltes Wesen auf. Mit seinem jugendlichen Bruder starb seine eigene Jugend. Ohne dieß Ereigniß wäre der künftige Befreier Roms vielleicht nur ein Träumer, ein Gelehrter, ein Dichter geworden; — ein friedlicher Nebenbuhler Petrarka's, ein Mann des Gedankens, nicht der That. Aber von diesem Zeitpunkte an wurden alle seine Fähigkeiten und Kräfte, seine Träume, sein Geist auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt; und die Vaterlandsliebe, zuvor ein Traumbild, zog an das Leben und die Thätigkeit einer Leidenschaft, entzündete sich unauslöschlich, gewann eine hartnäckige Stärke und eine fürchterliche Weihe — durch den Wunsch nach Rache!

Zweites Kapitel.

Ein historischer Ueberblick — nicht zu überschlagen! außer etwa von Denjenigen, Die, was sie lesen, nicht eben verstehen wollen.

Jahre waren vergangen und der Tod des römischen Knaben war über bedeutenderen und minder entschuldbaren Mordthaten bald ver=

gessen — vergessen beinahe von den Eltern des Getödteten über dem wachsenden Ruf und Glück ihres älteren Sohnes — doch nie vergeben und vergessen von Diesem selbst. Aber hier, zwischen dem blutigen Prolog und dem darauf folgenden politischen Drama, zwischen dem erbleichenden Interesse, so zu sagen, eines Traumes, und den geschäftigeren, kräftigeren und fortdauernden Aufregungen eines kühneren Lebens — hier mag die passendste Stelle seyn, dem Leser einen kurzen und raschen Umriß von dem Zustande und den Verhältnissen der Stadt zu geben, in welche die Hauptscenen dieser Geschichte fallen; einen Umriß, der vielleicht für Viele nothwendig ist zu einem völligen Verständnisse der Triebfedern bei den Handelnden und der mannigfaltigen Verwicklungen des Knotens.

Trotz dem, daß so vielfache und buntgemengte Völkerstämme in der Stadt der Cäsarn sich mit Gewalt der Waffen angesiedelt, hielt doch die Bevölkerung Roms noch einen unklaren Begriff von ihrer Oberherrschaft über die übrige Welt fest, und besaß, wie sehr auch entartet von den eisernen Tugenden der Republik, noch all' den übermüthigen und unbotmäßigen Umgestüm, welcher die Plebs des alten Forum auszeichnete. Unter einer trotzigen, aber nicht tapfern Bevölkerung betrugen sich die Edeln weniger wie listige Tyrannen, als wie unbarmherzige Banditen. Die Päbste hatten vergebens gegen diese hartnäckigen und trotzigen Patrizier gekämpft. Ihr Stand verlacht, ihre Herrschaft verhöhnt, ihre Personen beschimpft — so residirten die fürstlichen Priester, die Gebieter des übrigen Europa, im Vatikan, wie Gefangene in der Angst vor der Exekution. Als, dreißig Jahre vor den zu erzählenden Ereignissen, ein Franzose, unter dem Namen Clemens V. den Stuhl St. Peters bestiegen, hatte der neue Papst, mehr vorsichtig als muthig, Rom verlassen und sich in die Ruhe Avignon's zurückgezogen; die üppige Stadt einer fremden Provinz wurde der Hof des römischen Bischofs und die Residenz der christlichen Kirche.

Nachdem so die Beschränkung durch die Anwesenheit des Pabstes

auch nicht einmal dem Namen nach mehr vorhanden war, durfte man behaupten, daß die Macht der Adeligen keine Grenzen mehr hatte als ihre eigene Laune und ihre gegenseitige Eifersucht und Fehden. Obwohl sie durch fabelhafte Genealogien ihre Abkunft von den alten Römern zu erhärten strebten, waren sie in Wahrheit größtentheils die Abkömmlinge der kühnern Barbaren des Nordens; und angesteckt mehr von der Tücke Italiens, als von seinen nationalen Neigungen erfüllt, behielten sie die Verachtung ihrer fremdländischen Ahnen gegen ein erobertes Land und ein entartetes Volk bei. Während das übrige Italien, besonders Florenz, Venedig und Mailand, die andern Länder Europa's in Gesittung und Kunst weit und rasch überflügelte, schienen die Römer eher zurück als vorwärts zu kommen, mit keinen Gesetzen beglückt, von der Kunst nicht heimgesucht, entfrembet eben so der Ritterlichkeit eines kriegerischen, wie den milden Tugenden eines friedlichen Volkes. Aber sie besaßen noch das Gefühl für Freiheit und das Verlangen nach ihr, und suchten durch gewaltsame Aufwallungen und verzweifelte Kämpfe den Namen zu rechtfertigen, den sich ihre Stadt noch immer anmaßte: Hauptstadt der Welt! In den letzten zwei Jahrhunderten hatten sie mehrere Revolutionen durchgemacht — kurz, oft blutig, und immer erfolglos. Noch immer jedoch herrschte das leere Gepränge einer Volksregierung. Die dreizehn Quartiere der Stadt ernannten jedes einen Obern, und die Versammlung dieser Magistrate, Caporioni genannt, besaßen der Theorie nach eine Gewalt, welche auszuüben sie nie die Macht oder den Muth hatten. Noch existirte der stolze Name der Senatoren; aber zur damaligen Zeit war diese Würde auf ein paar Personen beschränkt, die bald das Volk, bald der Adel wählte. Die an den Namen geknüpfte Amtsgewalt scheint keine bestimmte Grenzen gehabt zu haben; es war die eines trotzigen Diktators oder die einer unmächtigen Puppe, je nachdem der damit Bekleidete Kraft hatte, der angenommenen Würde Geltung zu verschaffen. Sie wurde immer nur Adeligen übertragen und von Adeligen wurden alle Unbilden verübt. Den Privathaß befriedigte man, so oft man

die öffentliche Gerechtigkeit anrief; und die Aufrechthaltung der Ordnung war blos Erfüllung von Gelüsten der Rache.

Ihre Paläste richteten die römischen Barone wie Castelle und Festungen der Fürsten ein, sicherten sich ihre Unabhängigkeit von jeder Gewalt und jedem Gesetze durch Anlegung von Befestigungswerken, nahmen fürstliche Gewalt in den Patrimonialbesitzungen der Kirche in Anspruch, und machten ihren Stand noch überlegener und noch gehaßter durch Unterhaltung von Truppen und ausländischen, besonders deutschen Söldnern, die tapferer im Felde, disciplinirter im Dienste und geschickter in den Waffen waren als selbst die freiesten Italiener der damaligen Zeit. So vereinigten sie in sich die richterliche und militärische Gewalt, nicht zum Schutze, sondern zum Verderben Roms. Von diesen Baronen waren die mächtigsten die Orsini und die Colonna; ihre Fehden waren erblich und unaufhörlich und jeder Tag legte Zeugniß ab von den Früchten ihres ungesetzlichen Kriegführens, in Raub, Mord und Brand. Die Schmeichelei oder die Freundschaft Petrarka's, dem neuere Historiker allzu leicht Glauben schenkten, hat die Colonna besonders der hier zu behandelnden Zeit mit einem Schimmer und einer Würde bekleidet, die ihnen nicht gebühren. Gewaltthätigkeit, Betrug, Meuchelmord — schmutzige Habsucht, womit sie sich einträgliche Stellen verschafften, übermüthige Unterdrückung ihrer Mitbürger und das schmachvollste Anschmiegen an eine ihnen überlegene Macht — dieß bezeichnet, mit nur wenigen Ausnahmen, den Charakter der ersten Familie in Rom. Aber reicher als die übrigen Barone waren sie eben deßhalb auch verschwenderischer und vielleicht einsichtsvoller; ihr Stolz gefiel sich darin, daß sie die Gönner der Künste spielten, in deren Ausübung sie sich doch ziemlich unbeholfen anstellten. Von diesen zahlreichen Unterdrückern wandten sich die römischen Bürger mit brünstigem, ungeduldigem Ingrimme ihren dunkeln und unaufgeklärten Vorstellungen von ehemaliger Größe und Freiheit zu. Sie vermengten die Zeiten des Kaiserthums mit denen der Republik, und betrachteten oft den deutschen König, dem seine Erwählung jenseits

der Alpen, aber sein Titel als Kaiser von den Römern zu Theil wurde, als einen, der sein legitimes Amt und seinen eigentlichen Namen verlassen und aufgegeben habe; in der eiteln Einbildung, daß, wenn der Kaiser und der Pabst ihren Sitz in Rom aufschlügen, Freiheit und Gesetz wieder ihre natürliche Heimath unter der wiedererweckten Herrlichkeit des römischen Volkes aufsuchen würden.

Die Abwesenheit des Pabstes und seines Hofes trug viel zur Verarmung der Bürger bei, und noch augenfälliger hatten sie durch die Streifzüge von Räuberhorden gelitten, die, zahlreich und schonungslos, die Romagna beunruhigten, alle Heerstraßen belagerten und bald heimlich, bald öffentlich von den Baronen in Schutz genommen wurden, welche oft ihre Mannschaften mit Banditti rekrutirten.

Aber neben den kleinern, gemeinen Räubern war in Italien eine noch viel furchtbarere Art von Freibeutern aufgekommen. Ein Deutscher, welcher sich den stolzen Titel eines Herzog Werner beilegte, hatte wenige Jahre vor der Periode, der wir uns nähern, eine ansehnliche Macht angeworben und organisirt, „die große Kompagnie" genannt, womit er Städte belagerte und in Länder einfiel, ohne einen ehrenvolleren Vorwand als den der Plünderung. Sein Beispiel fand bald Nachahmung; zahlreiche, auf ähnliche Art organisirte Kompagnieen verheerten das zerrissene und getheilte Land. Sie traten auf, erschienen, wie durch Zauberei aus der Erde gewachsen, vor den Mauern der Städte und verlangten ungeheure Summen für Gewährung des Friedens. Kein Tyrann und keine Republik besaß hinlängliche Streitkräfte, ihnen Widerstand zu leisten; und wenn man andere nordische Soldtruppen gegen sie in den Kampf führte, so wurden nur die Reihen der Freibeuter dadurch mit Ausreißern verstärkt. Soldtruppen schlugen sich nicht gegen Soldtruppen, Deutsche nicht mit Deutschen; größere Löhnung und zügellosere Plünderung machten die Zelte der Kompagnieen weit anziehender, als die regelmäßigen Kriegsdienste einer Stadt, oder die langweilige Burg und die armen Geldkisten eines Fürsten. Werner, der unversöhnlichste und trotzigste dieser Abenteurer, der sich

seiner Schändlichkeiten so offen gerühmt hatte, daß er auf der Brust ein silbernes Schild mit der Aufschrift trug: Feind Gottes, des Mitleidens und der Barmherzigkeit! hatte vor Kurzem erst die Romagna mit Feuer und Schwert verwüstet. Aber endlich führte er, durch Geld bewogen, oder außer Stande, die wilden Geister, die er aufgerufen, zu zügeln, die Hauptmasse seiner Kompagnie nach Deutschland zurück. Kleine Abtheilungen jedoch blieben, durch das Land zerstreut, zurück, und harrten nur eines geschickten Führers, um sich wieder zu vereinigen; unter Denen, welche für diesen Beruf am geeignetsten erschienen, war Walter von Montreal, ein Johanniter und Edelmann aus der Provence, dessen Tapferkeit und kriegerischer Geist seinem Namen, obwohl er noch jung war, doch schon einen gefürchteten Ruf verschafft hatten, und dessen Ehrgeiz, Erfahrung und Scharfsinn, unterstützt durch manche ritterliche und edle Eigenschaft, ihn zu weit größern und wichtigeren Unternehmungen befähigten, als die wilden Beutezüge des abscheulichen Werner gewesen waren. Kein Staat hatte unter diesen Unbilden härter gelitten als Rom. Die Patrimonialländereien des Pabstes — zum Theile durch kleine Tyrannen ihm abgezwungen, zum Theile von den fremden Räubern verwüstet — warfen einen gar armseligen Ertrag ab für die Bedürfnisse Clemens IV., des vollendetsten Weltmannes und anmuthigsten Lüstlings seiner Zeit; und der gute Vater hatte einen Plan ersonnen, die Römer und ihren Bischof zugleich zu bereichern.

Beinahe fünfzig Jahre vor dem Zeitraume, der uns beschäftigt, hatte, um theils die päbstlichen Geldkisten wieder zu füllen, theils um die verhungernden Römer zufrieden zu stellen, Bonifazius VIII. das Jubelfest, oder das heilige Jahr angeordnet; in der That die Erneuung einer heidnischen Sitte. Vollständiger Ablaß ward jedem Katholiken verheißen, der in diesem Jahre und je im ersten Jahre aller künftigen Jahrhunderte die Kirchen von St. Peter und St. Paul besuchen würde. Ein ungeheures Zusammenströmen von Pilgern aus allen Theilen der Christenheit hatte die Weisheit dieser Erfindung bewährt, „und zwei

Priester standen Tag und Nacht, mit Rechen in der Hand, da, um, ungezählt, die Gold= und Silberhaufen einzustreichen, welche auf den Altar des heiligen Paulus ausgeschüttet wurden.“ *

Man darf sich nicht darüber wundern, daß dieses so höchst gewinnreiche Fest, noch ehe das Jahrhundert abgelaufen war, einem billig denkenden Pabste allzuweit hinausgeschoben erschien. Pabst und Stadt stimmten in der Ansicht zusammen: daß eine nicht so entfernte Wiederkehr desselben erwünscht seyn dürfte. Demgemäß hatte Clemens VI. unter dem Namen eines mosaischen Jubeljahres ein zweites heiliges Jahr ausgeschrieben für 1350, das heißt: binnen drei Jahren von dem Zeitpunkte an, wo wir stehen. Dieser Umstand trug nicht wenig bei, die Erbitterung des Volkes gegen die Barone zu schärfen und die Ereignisse unserer Erzählung vorzubereiten; denn die Straßen waren, wie schon gesagt, durch die Banditti, die Kreaturen und Verbündete der Barone, unsicher gemacht. Und wenn die Straßen nicht gesäubert wurden, so mochten die Pilger nicht erscheinen. Es war die Aufgabe des päbstlichen Vikars Raimund, Bischof von Orvieto (ein guter Kanonist und schlechter Politiker), durch alle Mittel wo möglich die Hindernisse wegzuräumen, welche zwischen den Opfergaben der Frömmigkeit und dem Schatze St. Peters standen.

So war, kurz gefaßt, der Zustand Roms zur Zeit der Ereignisse, welche ich zu erzählen im Begriffe stehe. Noch hing, in den Augen Italiens und Europas, der alte Mantel des Ruhmes selbst um die Ruinen. Dem Namen nach wenigstens war sie noch die Königin der Erde und aus ihren Händen kamen die Krone des nordischen Kaisers und die Schlüssel des Vaters der Kirche. Ihre Lage war gerade von der Art, wie sie kühnem Ehrgeize einen ungeheuern, glänzenden Triumph, — entschlossenem Patriotismus ein begeisterndes, wenn auch trauriges Schauspiel — und eine geeignete Bühne darbot für jene erhabenere Tragödie, die unter den wechselnden Schicksalen und den Verbrechen

* Gibbon, XII., 59.

der Völker ihre Begebenheiten sucht, ihre handelnden Personen erwählt und ihre Moral aufstellt.

Drittes Kapitel.

Der Volksauflauf.

An einem Aprilabend im Jahr 1347 war auf einem der weiten Plätze, wo das neue und das alte Rom zusammengemengt erschienen — beide verwüstet und in Trümmern — eine bunte, empörte Volksmasse versammelt. An diesem Morgen war das Haus eines römischen Goldschmieds von den Soldaten des Martino di Porto erstürmt und geplündert worden, mit einem frechen Uebermuth, der noch die gewöhnliche Zügellosigkeit der Barone übertraf. Die Theilnahme und Aufregung in der Stadt war tief und Unheil verkündend.

„Nie will ich mich dieser Tyrannei unterwerfen!"

„Auch ich nicht!"

„Auch ich nicht!"

„Bei den Gebeinen St. Peters, auch ich nicht!"

„Und welche Tyrannei, meine Freunde, ist es, der Ihr Euch nicht unterwerfen wollt?" sagte ein junger Edelmann, sich zu dem Haufen der Bürger wendend, die, erhitzt, zornig, halb bewaffnet, mit den heftigen Geberden italienischer Leidenschaft, die lange und enge Straße hinauf wogten, welche zu dem finstern Wohnsitz der Orsini führte.

„Ach, Herr," riefen zwei oder drei Bürger in Einem Athem, „Ihr werdet uns helfen, Ihr werdet darauf sehen, daß uns Gerechtigkeit wird — Ihr seyd ein Colonna!"

„Ha, ha, ha! lachte höhnisch ein Mann von riesenhafter Gestalt, hoch einen gewaltigen Hammer, als Zeichen seines Gewerbes, schwingend: „Gerechtigkeit und Colonna! Carpo di Dio, die Namen findet man selten bei einander!"

„Nieder mit ihm! Nieder mit ihm, er ist ein Orsinist — nie-

der mit ihm!" riefen wenigstens zehen aus dem Haufen — aber Niemand erhob sich gegen den Riesen.

„Er spricht die Wahrheit," sagte eine zweite Stimme mit Festigkeit.

„Ja, das thut er," sagte ein Dritter, die Stirn runzelnd und sein Messer ziehend, „und wir wollen dabei bleiben. Die Orsini sind Tyrannen — und die Colonna sind, im besten Fall, eben so schlimm!"

„Du lügst in Deine Zähne hinein, Schuft!" rief der junge Edelmann, trat gegen den Haufen vor, und stellte sich dem letzten Lästerer auf die Colonna gegenüber.

Vor dem flammenden Aug' und der drohenden Miene des Kavaliers zog sich der Ehrenmann von Händelsucher einige Schritte zurück, so daß er freien Raum ließ zwischen der gewaltigen Gestalt des Schmieds und dem kleinen, schlanken, aber kräftig gebauten jungen Edelmann.

Von Geburt an gewohnt, den Muth von Plebejern zu verachten, aber zugleich nicht sehr eifersüchtig auf ihren eigenen Ruf in dieser Beziehung, waren die römischen Patricier der Theilnahme an solchen plumpen Raufereien nicht ungewohnt, und nicht selten reichte die bloße Anwesenheit eines Adeligen hin, ganze Haufen zu zersteuen, welche den Augenblick zuvor gegen seinen Stand und sein Haus Rache geschnaubt hatten.

So schüttelte denn jetzt der junge Adrian di Castello, ein weitläuftiger Vetter der Colonna, die Hand gegen den Schmied, und ganz unbekümmert um seine geschwungene Waffe und um seine Riesengestalt, gebot er ihm in herrischem Tone, Platz zu machen.

„In Eure Häuser, Freunde! und wißt," sagte er mit einiger Würde, „daß Ihr uns sehr Unrecht thut, wenn Ihr Euch einbildet, wir theilen die Uebelthaten der Orsini, oder wir fröhnen nur unsern eigenen Leidenschaften in der Fehde zwischen ihrem und unserem Haus. Möge die Mutter Gottes so sich meiner annehmen," setzte er, die Au-

gen zum Himmel aufschlagend, hinzu, „wie ich jetzt mit Wahrheit, versichere, daß, um Eurer und der Leiden Roms willen, ich dies Schwert gegen die Orsini gezogen habe!“

„So sagen die Tyrannen alle,“ versetzte keck der Schmied und lehnte seinen Hammer gegen das Bruchstück eines Steins — eines Ueberrests vom alten Rom — „sie fechten nie gegen einander, daß es nicht zu unserm Besten wäre. Ein Colonna schneidet Orsini's Bäcker die Gurgel ab — es geschieht zu unsrem Besten. Ein anderer Colonna entführt einem Schneider der Orsini seine Tochter — es geschieht zu unserm Besten. Für unser Bestes, für das Beste des Volks! das Beste der Bäcker und Schneider, he?

„Bursche,“ sagte der junge Edelmann ernst, „wenn ein Colonna dies that, so handelte er unrecht, aber die heiligste Sache kann schlechte Vertheidiger haben.“

„Ja, die heilige Kirche selbst ist oft auf sehr ungleiche Säulen gestützt,“ antwortete der Schmied mit einem groben Witz auf die Vorneigung des Papsts für die Colonna.

„Er lästert! Der Schmied lästert Gott!“ schrieen die Anhänger dieses mächtigen Hauses, „Colonna, Colonna!“

„Orsini, Orsini!“ erhob sich eben so schnell ein Geschrei dagegen.

„Das Volk!“ brüllte der Schmied, seine furchtbare Waffe hoch über den Köpfen des Volkshaufens schwingend.

In einem Augenblick war der ganze Schwarm, ursprünglich vereinigt gegen den Frevel Eines Mannes, durch den angeerbten Parteihaß getheilt. Auf das Geschrei: Orsini! waren einige weitere Anhänger herbeigeeilt; die Freunde der Colonna zogen sich auf die eine Seite, die Vertheidiger der Orsini auf die andere — und die Wenigen, die mit dem Schmied übereinstimmten: daß Beide gleichen Haß verdienen, und bei einer Volksbewegung das Volk allein das hergehörige Feldgeschrei sey, würden sich dem bevorstehenden Handgemenge entzogen haben, wenn nicht der Schmied selbst, der von ihnen als eine

Autorität von großem Einfluß betrachtet wurde — sey es nun aus Rachsucht wegen des hochmüthigen Benehmens des jungen Edelmannes, oder in Kraft jener Kampflust, wie sie bei Männern nicht selten ist, denen ihre Stärke und Gewandtheit bei allen thätlichen Begegnungen das erhabne Vergnügen der Ueberlegenheit sichert — wenn nicht der Schmied selbst, nach einem augenblicklichen Bedenken, sich unter die Orsini'schen gestellt und durch sein Beispiel die Verstärkung dieser Partei durch seine Freunde bewirkt hätte.

Bei Volksbewegungen wird Jeder vom Strome mit fortgerissen, oft halb gegen eignen Willen und Vorsatz. Die wenigen, begütigenden Worte, welche Adrian di Castello an seine Anhänger richtete, wurden von ihrem Brüllen übertäubt. Stolz, in ihren Reihen einen der Beliebtesten und Edelsten dieses Namens zu zählen, stellten die Anhänger der Colonna ihn an ihre Spitze, und griffen die Feinde ungestüm an. Adrian jedoch, der durch besondere Verhältnisse sich etwas von jenen Grundsätzen der Ritterlichkeit angeeignet, die er gewiß seiner römischen Geburt nicht verdankte, hielt es anfänglich seiner unwürdig, Leute anzugreifen, unter welchen er keinen ihm an Rang oder in Uebung der Waffen gleichen bemerkte. Er begnügte sich, die wenigen Streiche, die in der brausenden Verwirrung des Kampfs auf ihn gerichtet wurden, abzuwehren; w e n i g e, sagte ich, denn selbst die erbittertsten Gegner auf der Seite der Orsini hatten, wenn sie ihn erkannten, keine Lust, sich der Gefahr und der gehässigen Anklage auszusetzen, das Blut eines Mannes vergossen zu haben, der außer seiner hohen Geburt und der furchtbaren Macht seiner Verwandtschaft, auch noch unter dem Schutz einer persönlichen Beliebtheit beim Volke stand, die er freilich mehr einer Vergleichung mit der Lasterhaftigkeit seiner Verwandten verdankte, als eigenen, ausgezeichneten Tugenden, die er bisher selbst entwickelt hätte. Der Schmied allein, der bisher an dem Kampf noch keinen thätlichen Antheil genommen, schien sich zu entschiedenem Angriff aufzuraffen, als der Ritter ihm auf wenige Schritte nahe kam.

„Sagten wir Dir nicht," rief ihm der Riese mit gerunzelter Stirn entgegen, „daß die Colonna eben so sehr Feinde des Volks seyen wie die Orsini? Betrachte Deinen Anhang, Deine Clienten; schneiden sie nicht gemeinen Leuten die Gurgel ab bei Gelegenheit der Rache für den Frevel eines Vornehmen? Aber so geißelt immer ein Patricier die Frechheit des Andern. Er schlägt mit der Ruthe auf den Rücken des Volks los und ruft dann: seht, wie gerecht ich bin!"

„Ich antworte Dir jetzt nicht," versetzte Adrian, „aber wenn Du mit mir dies Blutvergießen beklagst, so stehe mir bei in dem Versuch ihm zu steuern."

„Ich nicht! laßt das Blut der Sklaven heute fließen; bald kommt die Zeit, wo es wird abgewaschen werden durch das Blut der Herrn."

„Weg, Schurke!" erwiederte Adrian, der jetzt das Gespräch nicht mehr fortsetzen mochte, und dem Schmied mit der flachen Seite seines Schwertes einen Streich gab. In einem Augenblick schwebte der schwere Hammer des Schmiedes in der Luft und hätte, ohne die behende Gewandtheit des jungen Edelmanns, ihn unfehlbar zu Boden geschmettert. Ehe der Schmied zu seinem zweiten Streich Zeit gewann, fuhr Adrians Schwert zweimal durch seinen rechten Arm und die Waffe fiel schwer auf die Erde.

„Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!" schreien Einige von der Partei der Colonna, die sich jetzt, feigerweise, um den entwaffneten und unmächtigen Schmied drängten.

„Ja, schlagt ihn todt," sagte in erträglichem Italienisch, aber mit barbarischem Accent, ein Mann in halber Rüstung, der eben erst in das Gewühl gekommen und einer von den wilden deutschen Banditen war, welche im Solde der Colonna standen, „er gehört zu einer abscheulichen Rotte Verworfener, die sich gegen Ordnung und Frieden verschworen haben. Er ist einer von den Gesellen Rienzi's und bei den drei Königen! er wüthet für das Volk!"

„Du hast Recht, Barbare!" sagte der trotzige Schmied mit lau-

ter Stimme und riß mit der linken Hand sich das Unterkleid von der Brust, — „kommt alle herbei — Colonna und Orsini — bohrt eure scharfen Klingen in dies Herz, und wenn ihr den Mittelpunkt erreicht, werdet ihr da den Gegenstand eures gemeinschaftlichen Hasses finden — Rienzi und das Volk!"

Wie er diese Worte rief, in einer Sprache, welche über seinen Stand hinaus scheinen konnte, wenn nicht ein gewisser Glanz und eine Uebertreibung in Ausdruck und Empfindung allen Römern, im Zustand der Aufregung, gemein wäre, übertönte seine laute Stimme den Lärmen in seiner nächsten Nähe und beschwichtigte für einen Augenblick das allgemeine Getöse; und als endlich zuletzt die Worte: Rienzi und das Volk! ertönten, durchdrangen sie durch und durch die immer anwachsende Volksmenge und wurden wie durch ein hundertstimmiges Echo beantwortet: Rienzi und das Volk!

Doch, welchen Eindruck auch die Worte des Handwerkers auf die Uebrigen machten — eben so sichtbar äußerte er sich auch bei dem jungen Colonna. Bei dem Namen Rienzi verschwand die Röthe der Aufregung von seiner Wange; er fuhr zurück, murmelte vor sich hin und schien einen Augenblick in mitten dieser lärmenden Bewegung in eine träumerische, tiefe Zerstreuung versunken. Er kam, als das Geschrei verhallte, wieder zu sich; er sagte mit leiser Stimme zu dem Schmied: „Freund, Deine Wunde thut mir leid; aber suche mich morgen auf und Du wirst finden, daß Du mir Unrecht thatest;" er winkte dem Deutschen, ihm zu folgen und schlug seinen Weg durch die Menge ein, wo man ihm überall auswich. Denn der bitterste Haß gegen den Stand der Adeligen war damals in Rom gemischt mit einer unterwürfigen Achtung gegen ihre Personen und einer geheimnißvollen Angst von ihrer unumschränkten Macht.

Als Adrian durch denjenigen Theil der Volksmasse hindurchschritt, wo der Kampf noch nicht begonnen hatte, da war das Gemurmel, das ihm folgte, nicht von der Art, wie es Viele seines Geschlechts würden zu hören bekommen haben.

„Ein Colonna!“ sagte Einer.

„Und doch kein Mädchenräuber!“ sagte ein Anderer, wild lachend.

„Und auch kein Mörder,“ murmelte ein Dritter, seine Hand an die Brust drückend.

„Nicht er ist es, gegen den das Blut meines Vaters so laut schreit!“

„Heil ihm!“ sagte ein Vierter, „denn bis jetzt flucht ihm noch Niemand.“

„Ha, Gott steh uns bei!“ sagte ein alter Mann, mit einem langen grauen Bart, sich auf seinen Stab stützend, „die Schlange ist jetzt noch jung; nach und nach werden schon die Zähne hervorkommen.“

„Schämt Euch, Vater! es ist ein freundlicher Junge und nicht im Mindesten stolz. Was er für ein Lächeln hat!“ sagte eine alte Matrone, die sich in der Nähe des Handgemenges gehalten hatte.

„Gute Nacht der Ehre eines Mannes, wenn ein Edelmann sein Weib anlacht!“ war die Antwort.

„Nein!“ sagte Luige, ein muntrer Fleischer mit verschlagenem Auge, „was ein Mann mit guter Art von Mädchen oder Weibern gewinnen kann, das gönnt ihm; sey er Plebejer oder Edelmann — das ist meine Moral; aber wenn ein häßlicher alter Patricier sieht, daß seine schöne Worte keine schöne Blicke gewinnen, und mir eine Frau fortschleppt auf dem Rücken eines deutschen Ebers und dem Ehemann zum Trost einen Stich in die Seite versetzt — dann, sage ich, ist er ein heilloser Mann und ein Ehebrecher.“

Während solche Glossen und Bemerkungen dem Edelmann folgten, begleiteten ganz andre Blicke und Worte den deutschen Soldaten. Eben so bereitwillig, ja noch schneller, wich die Volksmasse dem schwer einherschreitenden Bewaffneten aus, aber nicht mit ehrerbietiger Miene: wo er sich näherte, da funkelten die Augen, aber die Wangen erblaßten — die Köpfe senkten sich, die Lippen zitterten;

Jeder fühlte einen Schauer des Hasses und der Furcht, als erblickte er einen gefürchteten Todfeind. Wohl bemerkte, aber mit Ingrimm, der trotzige Soldat die Zeichen des allgemeinen Widerwillens. Er drängte sich heftig vorbei — halb lächelnd in Verachtung, halb stirnrunzelnd aus Rachsucht, wie er sich zu beiden Seiten umsah — und sein langes, geflochtenes, helles Haar, sein rothbrauner Schnauzbart und seine sennige Stirn stachen sonderbar ab gegen die dunkeln Augen, die rabenschwarzen Haare und die schlanken Gestalten der Italiener.

„Möge Lucifer zweimal zur Hölle holen diese deutschen Gurgelschneider!“ brummte einer von den Bürgern zwischen den über einander gebißnen Zähnen.

„Amen!“ sagte ein andrer aus vollem Herzen.

„Bscht!“ sagte ein Dritter, sich furchtsam umsehend, „wenn Dich Einer von ihnen hört, bist Du ein verlorner Mann!“

„O Rom! Rom! wie tief bist du gesunken!“ sagte mit Bitterkeit ein Bürger in Schwarz gekleidet und von vornehmerem Aussehen als die Uebrigen, „wenn du in deinen Straßen bei dem Fußtritt eines barbarischen Miethlings zitterst!“

„Hört Einen von unsern gelehrten Männern und reichen Bürgern!“ sagte der Fleischer ehrerbietig.

„Ein Freund von Rienzi,“ bemerkte ein Andrer von dem Haufen und lüftete den Hut. Mit gesenkten Augen und einem Antlitz, worin Schmerz, Schaam und Zorn sich sichtbarlich aussprachen, wandelte Pandulpho di Guido, ein Bürger von guter Geburt und Ansehen langsam durch den Haufen und verschwand.

Inzwischen hatte Adrian eine Straße erreicht, die, obgleich in der Nähe des Auflaufes, leer und öde war. Er wandte sich um zu seinem trotzigen Begleiter und sagte: „Rudolph, höre! keine Gewaltthat gegen die Bürger! Geh in das Volksgewühl zurück, sammle die Freunde unsres Hauses, entferne sie vom Kampfplatz; sorge, daß nicht auf die Colonna der Tadel wegen der Gewaltthaten dieses Tages falle und gib unsern Anhängern in meinem Namen die Versiche-

rung, ich schwöre bei der Ritterschaft, die ich aus des Kaisers Händen empfing, daß durch mein Schwert Martino di Porto für seinen Frevel soll gezüchtigt werden. Gerne wollte ich persönlich den Tumult beschwichtigen; aber meine Gegenwart scheint nur denselben zu bestätigen. Geh — Du bist ein Mann von Gewicht bei Allen!"

„Ja Herr, von dem Gewicht der Streiche!" antwortete der ungeschlachte Soldat; „aber der Befehl ist hart; ich säh' es gern, daß ihr Hundeblut noch eine oder ein paar Stunden länger flöße. Aber, verzeih mir, wenn ich Deinen Befehlen gehorche, erfülle ich die meines Gebieters, Deines Vetters? des alten Stephan Colonna — der selten Blut und Gold spart, außer sein eignes, Gott segne ihn! — in dessen Bezahlung ich stehe und dessen Geboten ich Gehorsam geschworen."

„Diavolo!" murmelte der Ritter und die Röthe des Zornes brannte auf seiner Wange; aber mit der den vornehmen Italienern gewöhnlichen Selbstbeherrschung erstickte er seine aufsteigende Wuth und sagte laut, mit Ruhe aber mit Würde:

„Thu', wie ich Dich heiße! stille diesen Tumult! mach uns zum duldenden Theil; beschwichtige Alles binnen einer Stunde und hole morgen bei mir Deine Belohnung; laß diese Börse für jetzt das Unterpfand meines spätern ergiebigern Dankes seyn. Was meinen Vetter betrifft, von welchem mit mehr Ehrerbietung zu reden ich Dir befehle, so spreche ich in seinem Namen. Höre! der Lärm wächst, der Kampf schwillt an — geh — verliere keinen Augenblick mehr!"

Einigermaßen betroffen durch die ruhige Festigkeit des Patriciers nickte Rudolph, ohne zu antworten, steckte die Börse in seine Brust und eilte schleunig fort in das dichteste Gewühl. Aber noch eh' er angekommen, hatte plötzlich die Sache eine entgegengesetzte Wendung genommen.

Der junge Ritter, an dem Ort allein zurückbleibend, verfolgte mit den Augen die sich entfernende Gestalt des Soldaten, auf dessen

schimmernden Helm die eben untergehende Sonne quer ihre Strahlen warf und sagte mit Bitterkeit zu sich selbst:

„Unglückliche Stadt! Quelle aller großen Erinnerungen — gefallne Königin von tausend Nationen — wie bist du entkrönt und geplündert durch deine feigherzige abtrünnige Kinder! Deine Edeln unter sich selbst getheilt — dein Volk die Edeln verfluchend — deine Priester, welche Frieden säen sollten, Zwietracht pflanzend — der Vater der Kirche deine stattlichen Mauern verlassend, seine Heimath ein Schlupfwinkel, seine Bischofsmütze ein Lehen, sein Hof ein gallisches Dorf — und wir! wir, aus dem erlauchtesten Blut Roms abstammend — wir, die Abkömmlinge der Cäsaren und aus dem Geschlecht der Halbgötter — wir halten einen übermüthigen und verabscheuten Stand aufrecht durch die Schwerter von Miethlingen, welche unsre Feigheit höhnen, während sie unsern Sold einstecken — die unsre Mitbürger in der Knechtschaft niederhalten und zur Vergeltung über ihre eignen Gebieter die Herren spielen. O daß wir, die erblichen Häupter Roms, es fühlen, o daß wir bewirken könnten, daß unsre einzige rechtmäßige Sicherheit in den dankbaren Herzen unsrer Landsleute wäre!“

So tief empfand der junge Adrian die herbe Wahrheit seiner Worte, daß ihm, als er sprach, die Thränen der Entrüstung über die Wangen rollten. Er schämte sich ihrer nicht, als er sie abschüttelte, denn die Weichheit, welche um ein gesunkenes Geschlecht weint, ist die Rührung nicht eines Weibs, sondern eines Engels.

Als er langsam sich umwandte, den Ort zu verlassen, machte ihn ein lautes Geschrei plötzlich stille stehen. „Rienzi! Rienzi! erscholl es in den Lüften. Von den Mauern des Capitols bis zum Bett der schimmernden Tiber hallte dieser Name weit und breit wieder, und das endlich ersterbende Geschrei ward verschlungen von einer so tiefen, so allgemeinen, so athemlosen Stille, daß man hätte meinen sollen, der Tod selbst sey auf die Stadt herabgesunken. Und jetzt, an dem äußersten Ende des Volksgewühls, über ihre Häupter erhoben, auf mächti-

gen Steintrümmern, die von den Ruinen Roms bei einem der letzten, häufig vorkommenden Tumulte zwischen den streitenden Faktionen waren herbeigeschleppt worden, um zu Barrikaden für Bürger gegen Bürger zu dienen — auf diesen stummen Denkmalen der vergangenen Größe und des jetzigen Elends von Rom stand der außerordentliche Mann, der unter seinem ganzen Volk am tiefsten durchdrungen war von der Herrlichkeit des einen, der Schmach des andern Zeitalters.

Adrian konnte in der Entfernung, worin er sich vom Schauplatz selbst befand, nur den dunkeln Umriß seiner Gestalt unterscheiden, er vernahm nur einen schwachen Hall seiner mächtigen Stimme; er bemerkte nur an dem gestillten aber wogenden Meer von Menschen, die hier versammelt waren, die Häupter entblößt in den letzten Strahlen der Sonne, den unaussprechlichen Eindruck, den eine Beredsamkeit, die von Zeitgenossen als ans Wunderbare grenzend beschrieben wird, aber in der That nicht sowohl durch das Genie dieses Mannes, als durch das Mitgefühl seiner Zuhörer in diesem Lichte erscheint, auf Alle hervorbrachte, welche mit Herz und Seele den Strom ihrer glühenden Gedanken einsogen.

Nur kurze Zeit war diese Gestalt sichtbar dem ernsten Auge Adrians di Castello, und erreichte diese Stimme von Zeit zu Zeit sein lauschendes Ohr; aber diese kurze Zeit reichte hin, all' die Wirkung hervorzubringen, welche Adrian selbst gewünscht hatte.

Neuer Jubelruf, heftiger, länger als der erste, ein Ruf, in dem sich die Befreiung überschwellender Empfindung, gewaltiger Gefühle, aussprach, bezeichnete den Schluß der Anrede; und dann konnte man, nach Ablauf einer Minute, die Menschenmenge nach allen Richtungen hin aufbrechen und sich durch die Gassen in bunten Haufen und Gruppen ergießen sehen, die alle den gewaltigen und dauernden Eindruck verriethen, welchen jener Zuspruch auf die Masse gemacht hatte. Jede Wange flammte, jede Zunge sprach; das Feuer des Redners war wie ein lebendiger Geist in die Brust aller Zuhörer übergegangen. Er hatte gedonnert gegen die Unziemlichkeiten der Patricier, aber mit

Einem Wort hatte er den Zorn der Plebejer entwaffnet — er hatte die Freiheit gepredigt, aber sich der Zügellosigkeit widersetzt. Er hatte die Gegenwart beruhigt durch verheißende Hindeutung auf die Zukunft. Er hatte ihre Händel getadelt, aber ihr Recht vertheidigt. Er hatte die Rachsucht für heute bemeistert durch das feierliche Versprechen, daß morgen die Gerechtigkeit eintreten würde. So groß kann die Gewalt, so mächtig die Beredsamkeit, so furchtbar das Genie Eines Mannes seyn — ohne Waffen, ohne Rang, oder Schwert oder Hermelin, der zu einem unterdrückten Volk spricht!

Viertes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Den vereinzelten Strömen der sich zerstreuenden Menge ausweichend, schritt Adrian Colonna eilig eine der schmalen Gassen hinab, die zu seinem Palast führte. Dieser lag in nicht unbeträchtlicher Entfernung von dem Platz, wo der Kampf stattgefunden. Der Bildungsgang, den sein Leben genommen hatte, flößte ihm eine tiefes Interesse nicht nur an den Spaltungen und Streitigkeiten seines Landes, sondern auch an der Scene ein, deren Zeuge er gewesen und an dem Einfluß, welchen Rienzi ausübte.

Verwaister Sohn eines jüngern aber reichen Zweigs der Colonna, war Adrian unter der Sorge und Obhut seines Vetters, des verschmitzten aber tapfern Stephan Colonna erzogen worden, der von allen römischen Edeln die größte Macht besaß, eben so sehr in Folge seiner Gunst beim Pabst, als durch die Anzahl bewaffneter Söldlinge, welche zu unterhalten ihn sein Reichthum in Stand setzte. Adrian hatte früher schon eine, nach der Schätzung der damaligen Zeit, außerordentliche Anlage für geistige Studien gezeigt, und sich viel von den damals zugänglichen, aber geringen Schätzen der alten Sprache und Geschichte seines Landes angeeignet.

Obgleich Adrian zu der Zeit, wo ihn der Leser zuerst kennen gelernt, und wo er Zeuge war von dem Schmerz Rienzi's über den Tod seines Bruders, noch im Knabenalter stand: war doch sein sanftes Herz von Mitgefühl an Cola's Betrübniß und von Schaam über die Gleichgültigkeit seiner Vetter bei den Folgen ihrer Fehden durchdrungen worden. Er hatte sich ernstlich um die Freundschaft Rienzi's bemüht, und trotz seiner jungen Jahre hatte er die Macht und Thatkraft seines Charakters erkannt. Aber wenn schon Rienzi nach kurzer Zeit nicht mehr an seines Bruders Tod zu denken schien — wenn schon er wieder in die Säle der Colonna kam und Antheil nahm an ihren Festen: so beobachtete er doch eine gewisse Entfernung und Zurückhaltung in seinem Wesen, welche selbst Adrian nur theilweise zu überwinden vermochte. Er wies alle Anerbietungen von Aemtern, Gunstbezeugungen und Beförderung zurück, und der ungewöhnliche Beweis der Freundlichkeit von Seiten Adrians schien, statt ihn zutraulicher zu machen, ihn vielmehr zu fremderer Kälte zu reizen. Die muntere Laune und Lebhaftigkeit im Gespräch, welche ihn ursprünglich zum willkommenen Gast bei denjenigen gemacht hatten, welche ihr Leben mit Raufen und Langerweile verbrachten, hatte sich in einen ironischen, cynischen, bittern Ton verwandelt. Aber die stumpfen Barone ergötzten sich noch immer an seinem Witz, und Adrian war beinah der Einzige, der die Schlange unter dem Lächeln verborgen sah.

Oft saß Rienzi beim festlichen Gelag da, schweigend aber beobachtend, als belauerte er jeden Blick, als wäge er jedes Wort ab, als bemäße und berechnete er die Einsicht, die Politik, die Gemüthsart jedes Gastes, und wenn er sich selbst befriedigt zu haben schien: dann pflegte seine Laune zu erwachen, seine Worte zu strömen, und wenn sein glänzender, aber bitterer Witz die lärmende Lust entzündete, bemerkte Niemand, daß dieses unerfreuliche Wetterleuchten das Vorzeichen des nahenden Sturmes war. Bei alle Dem versäumte er jedoch keine Gelegenheit, mit den niedrigern Bürgern zu verkehren, ihre Gemüther aufzustacheln, ihre Einbildungskraft zu entflammen,

ihren Ehrgeiz durch Gemälde der Gegenwart, durch Legenden der Vergangenheit zu wecken. Er stieg in Beliebtheit beim Volk und in Ansehen, und seine Gewalt über die Menge war nur um so größer, weil er bei dem Adel in Ehren gehalten ward. Aus diesem Grund vielleicht setzte er seine Besuche bei den Colonna fort.

Als sechs Jahre vor diesem Zeitpunkt das Capitol der Cäsare Zeuge war von dem Triumph Petrarka's, hatte der gelehrte Ruf des jungen Rienzi ihm die Freundschaft des Dichters verschafft — eine Freundschaft, die mit leichter Unterbrechung, trotz ihrer so verschiedenen Schicksalsbahnen, bis ans Ende dauerte; und später, als Einer der römischen Abgeordneten nach Avignon, war er von Petrarka in seiner Bitte an Clemens VI., den heiligen Stuhl von Avignon nach Rom zu verlegen, unterstützt worden. * Bei Gelegenheit dieser Sendung bewährte er zum erstenmal die außerordentliche Macht und Ueberzeugungskraft seiner Beredsamkeit. Zwar ward der Papst selbst, begieriger nach Wohlleben als nach Ruhm, durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugt, aber sehr für den Redner eingenommen und Rienzi kehrte, mit Ehren überhäuft und mit der Würde einer hohen und verantwortlichen Stelle bekleidet, nach Rom zurück. Nicht mehr ein thatloser Gelehrter, ein munterer Gesellschafter, errang er sich mit Einemmal ein Uebergewicht über alle seine Mitbürger. Nie zuvor war ein Amt mit so strenger Rechtlichkeit, mit so reinem Eifer verwaltet worden. Er hatte versucht, seinen Collegen dieselben erhabenen Gesinnungen einzuflößen, aber es hatte fehlgeschlagen. Nachdem er festen Fuß gefaßt, hatte er jetzt angefangen, sich offen ans Volk zu wenden, und bereits schien ein neuer Geist die Einwohnerschaft Roms zu beseelen.

* So nach den neuern Geschichtschreibern, aber es scheint wahrscheinlicher, daß Rienzi's Sendung nach Avignon später war, als die des Petrarka. Wie Dem auch seyn mag: gewiß ist, daß in Avignon Petrarka und Rienzi vertraute Freunde wurden, wie Petrarka selbst in einem seiner Briefe dies bezeugt.

Während Rienzi solches Glück machte, war Adrian lang von ihm getrennt und von Rom entfernt gewesen.

Die Colonna waren eifrige Anhänger der kaiserlichen Partei und Adrian di Castello hatte eine Einladung an des Kaisers Hof erhalten und angenommen. Unter diesem Monarchen hatte er seine Sporen verdient und unter der deutschen Ritterschaft hatte er gelernt, die natürliche italienische Verschlagenheit durch die Chevalerie nordischer Tapferkeit zu veredeln.

Nachdem er Bayern verlassen, hatte er kurze Zeit in der Einsamkeit eines seiner Güter, an dem schönsten See des nördlichen Italiens, zugebracht, und von da aus mit einem durch Thaten und Studien gebildeten Geist manche der italienischen Freistaaten besucht, Ansichten, die sich über die Vorurtheile seines Standes erhoben, eingesogen und frühzeitig sich selbst in Achtung gesetzt, während er die Charaktere und Thaten Anderer scharf beobachtete. In ihm vereinigten sich die besten Eigenschaften italienischer Edelleute. Mit Leidenschaft dem Studium der Wissenschaften ergeben, fein und tief in der Politik, anmuthig und artig im Benehmen, die Liebe zum Vergnügen durch einen gewissen großartigen Geschmack veredelnd, besaß er zugleich eine Mannhaftigkeit des Handelns, eine Reinheit der Ehre und einen Abscheu gegen Grausamkeit, Tugenden, wie man sehr selten in einem italienischen Gemüth sie antraf, und welchen selbst die Ritterschaft des Nordens, so sehr sie dieselben unter sich pflegte, doch gewöhnlich untreu wurde, sobald sie in Berührung kam mit der planmäßigen Arglist und Verachtung von Redlichkeit, wodurch sich der Charakter des heftigen, aber tückischen Südens auszeichnete. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch die sanfteren Leidenschaften seiner Landsleute — er betete die Schönheit an und machte die Liebe zu seiner Gottheit.

Er war erst seit wenigen Wochen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wohin ihm sein Ruf schon vorangeeilt war, und wo seine frühe Neigung für die Wissenschaften und sein anmuthiges Benehmen noch in gutem Andenken standen. Bei seiner Rückkehr fand er den Zustand

Rienzi's weit mehr als seinen eigenen verändert. Adrian hatte den Gelehrten noch nicht besucht. Er wünschte, erst durch eigne Anschauung und aus der Ferne sich ein Urtheil über die Triebfedern und das Ziel seiner Handlungsweise zu bilden, denn zum Theil faßte er den Verdacht auf, welchen sein Stand gegen Rienzi hegte, und zum Theil stimmte er in die vertrauensvolle Begeisterung des Volks ein.

„Gewiß," sprach er bei sich selbst, indem er nachdenklich weiter ging, „gewiß, kein Mensch hat es mehr in seiner Gewalt, unsern elenden Zustand zu verbessern, unsere Spaltungen zu heilen, unsre Bürger zu den Erinnerungen an die Tugenden der Ahnen zu erwecken. Aber diese Gewalt — wie gefährlich ist sie! Sah ich nicht in den Freistaaten Italiens Männer, die, um das Volk zu schützen, mit Macht bekleidet wurden, Männer, die ursprünglich es redlich meinten, und die dann, berauscht durch ihre plötzliche Erhöhung, eben die Sache verriethen, welche sie gehoben hatte. Zwar diese Männer waren Fürsten und Edle, aber sind die Plebejer weniger Menschen? Wie dem sey — ich habe von Ferne genug gesehen und gehört, ich will jetzt näher treten und den Mann persönlich prüfen."

In diesem Selbstgespräch beachtete Adrian nur wenig die verschiedenen Vorübergehenden, die immer sparsamer, wie der Abend der Nacht wich, nach Haus eilten: darunter waren auch zwei Frauen, außer Adrian jetzt die einzigen Personen in der langen, trüben Straße, die er eingeschlagen. Der Mond stand schon hell am Himmel und als die Frauen an dem Ritter mit leichtem und raschem Schritt vorbeigingen, wandte sich die jüngere um und betrachtete ihn beim Licht des Mondes mit lebhaftem aber scheuem Blick.

„Warum zitterst Du, meine Holde?" sagte ihre Begleiterin, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, und deren Kleidung und Ton zeigten, daß sie von geringerem Stand war als die Jüngere, „die Straßen scheinen jetzt ziemlich ruhig und, der Jungfrau sey Dank, wir sind auch nicht so weit von Haus entfernt."

„O Benedetta! Er ist's, der junge Signor — es ist Adrian!"

„Das ist ein Glück," versetzte die Amme, denn dies war die Aeltere, „denn man sagt, er sey so tapfer wie ein Nordländer, und da der Palast Colonna nicht sehr weit von hier ist, so können wir seiner Hülfe, sollten wir ihrer bedürfen, leicht theilhaftig werden; das heißt, mein Liebchen, wenn Ihr ein wenig langsamer gehen wollt, als Ihr bisher thatet."

Die junge Dame hemmte ihren Schritt und seufzte.

„Er ist gewiß sehr schön," bemerkte die Amme, „aber Du mußt nicht mehr an ihn denken, er ist viel zu vornehm für Dich zum heirathen und abgesehen von Allem Andern, Du bist zu tugendhaft und Dein Bruder zu stolz —"

„Und Du, Benedetta, bist zu schnell mit Deiner Zunge. Wie kannst Du so sprechen, da Du doch weißt, er hat nie, wenigstens nie, als da ich noch ganz ein Kind war, mit mir gesprochen, ja er weiß kaum von meinem Daseyn. Er, der Baron Adrian di Castello, von der armen Irene träumen! der bloße Gedanke wäre Wahnsinn!"

„Warum aber dann," fragte die Amme lebhaft, „träumst Du denn von ihm?" Ihre Begleiterin seufzte wieder, tiefer als das Erstemal.

„Heilige Catharina!" fuhr Benedetta fort, „wenn es nur Einen Mann in der Welt gäbe, ich wollte eher als ledig sterben, ehe ich an ihn dächte, bevor er nicht wenigstens zweimal meine Hand geküßt und ich es nur mir zuzuschreiben gehabt hätte, daß es nicht der Mund war."

Das junge Mädchen antwortete noch immer nicht.

„Aber wie kamst Du denn dazu, ihn zu lieben?" fragte die Amme. „Du kannst ihn doch nicht gar oft gesehen haben; es sind erst vier oder fünf Wochen seit seiner Rückkehr nach Rom."

„O wie blöd Du bist!" antwortete die schöne Irene. „Hab' ich Dir nicht zu wiederholten Malen gesagt, daß ich ihn vor sechs Jahren liebte?"

„Als Du erst zehn Jahre zähltest und eine Puppe eher zu Deinem Liebhaber gepaßt hätte! So wahr ich eine Christin bin, Signora, Du hast Deine Zeit gut benützt!“

„Und während seiner Abwesenheit,“ fuhr das Mädchen zärtlich, aber traurig fort, „hörte ich da nicht oft von ihm sprechen, und war nicht der bloße Klang seines Namens ein Liebespfand, das mich sein gedenken hieß? und wenn man ihn lobte, war das nicht ein Genuß für mich? und wenn man ihn schalt, habe ich es nicht schmerzlich empfunden? Und wenn man erzählte, daß seine Lanze im Turnier siegreich sey, weinte ich nicht vor Stolz? und wenn man flüsterte, wie seine Gelübde in den Gemächern der Damen so willkommen seyen — weinte ich nicht eben so heftig vor Kummer? Sind nicht die sechs Jahre seiner Abwesenheit ein Traum gewesen und war nicht seine Rückkehr ein Erwachen zum Tageslicht — ein Morgen der Herrlichkeit und des Sonnenscheins? Und ich sehe ihn jetzt in der Kirche, wenn er mich nicht beachtet, und auf seinem beglückten Roß, wenn er vor meinem Fenster vorbeireitet, und ist das nicht Glücks genug für die Liebe?“

„Aber wenn er Dich nicht liebt?“

„Närrin! darnach frag' ich nicht; ja, ich weiß nicht, ob ich es nur wünsche. Vielleicht möchte ich lieber von ihm träumen, so wie ich mir ihn wünsche, als ihn so kennen, wie er ist. Er könnte unhold oder unedelmüthig seyn, oder mich nur wenig lieben; lieber wollte ich gar nicht geliebt seyn, als nur so kalt, und mich vor Kummer verzehren, wenn ich damit die Glut meines Herzens vergliche. Jetzt kann ich ihn lieben, wie etwas Eingebildetes, Wesenloses, Göttliches; aber wie groß wäre meine Schaam, meine Betrübniß, wenn ich ihn unter meiner Vorstellung finden müßte! dann gewiß wäre mein Leben zerstört! dann wäre die Schönheit der Welt für mich verschwunden!“

Die gute Amme war nicht sehr geeignet, mit Gefühlen dieser Art zu sympathisiren. Wäre auch ihre Gemüthsart sich ähnlicher gewesen: schon ihr verschiedenes Alter hätte eine solche Sympathie

unmöglich gemacht. Wie sollte etwas anderes als die Jugend das Echo seyn für die Seele der Jugend — für all' die Musik ihrer wilden Schwärmereien und begeisterten Thorheiten? Die gute Amme vermochte nicht die Empfindungen ihrer jungen Dame mitzufühlen, aber sie ward ergriffen von dem tiefen Ernst, womit sie ausgesprochen wurden. Es kam ihr wunderbar einfältig, aber wunderbar rührend vor; sie wischte sich die Augen mit dem Ende ihres Schleiers und hoffte in der Tiefe ihres Herzens: ihre junge Schutzbefohlene werde bald einen wirklichen Gemahl finden, der ihr solche wesenlose Träumereien aus dem Kopfe triebe. Es entstand eine kurze Pause in ihrem Gespräch, als, eben wo zwei Straßen sich kreuzten, ein lautes Geräusch von lachenden Stimmen und stampfenden Fußtritten sich hören ließ. Man sah Fackeln schwingen, welche das bleiche Mondlicht höhnten; und in sehr kleiner Entfernung von den zwei Frauen kam in der durchkreuzenden Straße eine Schaar von sieben bis acht Männern herbei, die, wie man bei dem rothen Fackellicht sah, das gefürchtete Zeichen der Orsini trugen.

Unter andern Unregelmäßigkeiten jener Zeit war es auch ein bei den jüngeren oder leichtsinnigeren Edelleuten nicht selten vorkommender Brauch, in kleinen bewaffneten Banden Nachts durch die Straßen zu stolziren und Gelegenheit zu frechen Heldenthaten unter den geringern Bürgern oder einen Strauß mit ebenbürtigen Rivalen aufzusuchen. Auf eine solche Bande mußte jetzt unglücklicherweise Irene mit ihrer Begleiterin stoßen.

„Heilige Mutter!“ schrie Benedetta erblassend und zu laufen anfangend. „Welcher Fluch hat uns betroffen? Wie konnten wir so thöricht seyn, so lange bei der Signora Nina zu verweilen? Lauft, Signora, lauft! oder wir fallen in ihre Hände!“

Aber der Rath Benedetta's kam zu spät — die flatternden Gewande der Frauen waren schon erschaut worden; in einem Augenblick waren sie von den Nachtschwärmern umringt. Eine rauhe Hand riß Benedetta's Schleier weg und nach einem Blick auf ein Gesicht, dem

die Zeit, wenn sie es bisher nicht geschont hatte, wenigstens nicht mehr viel zu Leide thun konnte, schleuderte der rohe Angreifer die arme Amme an die Mauer mit einem Fluche, der von seinen Kameraden mit einem lauten Gelächter beantwortet wurde.

„Du hast ein schönes Glück mit Gesichtern, Giuseppe!"

„Ja, erst dieser Tage nahm er ein Mädchen von sechzig Jahren weg!"

„Und dann, um ihrer Schönheit nachzuhelfen, fuhr er ihr mit seinem Dolche durch's Gesicht, dafür, daß sie nicht sechszehn alt war."

„Bscht! Gesellen! Wen haben wir denn da?" sagte der Anführer der Bande, ein reich gekleideter Mann, der, obgleich an der Grenze des mittleren Alters, nur um so mehr sich an die Ausschweifungen der Jugend gewöhnt hatte; wie er so sprach, riß er die zitternde Irene aus den Fäusten seiner Begleiter.

„He, daher die Fackeln! Oh che bella carnagione! welches Roth! welche Augen — nein, schlage sie nicht nieder, schöne Kleine! Du darfst Dich nicht schämen, die Liebe eines Orsini zu gewinnen — wahrhaftig; erkenne, welchen Triumph Du davon getragen: Martino di Porto ist es, der Dich bittet, ihn anzulächeln!"

„Um der gebenedeiten Mutter willen, laßt mich fahren! nein Herr, laßt Das seyn — ich bin nicht ohne Freunde — diese Kränkung wird Euch nicht hingehn!"

„Hört ihr silbertönendes Schelten! es klingt besser als meines besten Hundes Bellen! Dieß Abenteuer verlohnt sich wohl einer monatlangen Lauer. Was, wollt Ihr nicht kommen? — widerspenstig? und noch gar schreien! Franzesko, Pietro! Ihr seyd die Artigsten unter der Rotte. Schlingt ihren Schleier um sie — dämpft diese Musik — so! tragt sie vor mir her in meinen Palast und morgen, mein Liebchen, sollst Du mit einem Korbe voll Goldgulden wieder heim ziehen, von welchen Du sagen magst, Du habest sie auf dem Markte erlöst."

Aber Irene's Geschrei und Widerstand hatten schon Hülfe herbei-

gerufen und als Adrian sich dem Orte näherte, stürzte sich ihm die Amme zu Füßen.

„O süßer Signor! um Christi willen, rettet uns! befreit meine junge Dame — ihre Freunde lieben Euch sehr!. Wir sind Alle für die Colonna, Herr! ja, gewiß, Alle für die Colonna! rettet die Verwandte Eurer Klienten, großmüthiger Herr!“

„Es ist genug, daß es ein Weib ist,“ antwortete Adrian und murmelte zwischen den Zähnen; „und daß ein Orsini der Angreifer ist!“ Er eilte stolzen Muthes auf die dichteste Gruppe zu, er erreichte die zwei Männer, welche schon Irenen gefaßt hatten; in einem Augenblicke schlug er den Vordersten zu Boden, im nächsten hatte er seinen linken Arm um die leichte und schanke Gestalt des Mädchens geschlungen und stand dem Orsini gegenüber mit gezogener Klinge, jedoch die Spitze zu Boden gesenkt.

„Schande, Herr! Schande Euch!“ sagte er voll Entrüstung. „Wollt Ihr Rom zwingen, wie Ein Mann aufzustehen gegen Euren Stand? Neckt den Löwen nicht zu sehr, ist er gleich angekettet! kämpft gegen uns, wenn Ihr wollt! zieht Eure Schwerter gegen Männer, wären es auch solche von Eurem Stamme und von Eurer eigenen Sprache; aber wenn Ihr Nachts schlafen und nicht vor dem Arme des Rächers zittern, wenn Ihr ungefährdet über den Marktplatz wandeln wollt, so tastet kein römisches Weib an! Ja, die Mauern selbst um uns her verkündigen Euch die Strafe solcher Thaten; für diesen Frevel fielen die Tarquinier, für diesen Frevel wurden die Decemvirn verjagt — für diesen Frevel, wenn Ihr ihn begeht, kann das Blut Eurer Familie fließen wie Wasser. Laßt denn ab, Herr, von diesem tollen Unterfangen, so unwürdig Eures großen Namens; laßt ab und dankt selbst einem Colonna, daß er noch dazwischen kam, Euch vor dem wahnsinnigen Beginnen eines schlimmen Augenblickes zu bewahren!“

So edel, so erhaben war Haltung und Geberde Adrians bei diesen Worten, daß selbst die ungeschlachten Vollzieher jenes Befehles

einer Anwandlung des Beifalls und der Reue sich nicht erwehren konnten — aber nicht so Martino di Porto. Er war bezaubert worden von der Schönheit der ihm so plötzlich entrissenen Beute, er war seit langer Zeit an Gewaltthätigkeit und Straflosigkeit gewohnt. Der Anblick, die Stimme eines Colonna war seinem Auge ein Abscheu und seinem Ohre ein Mißklang; und nun gar, wenn ein Colonna sich seinem Uebermuthe widersetzte, seine Laster schalt!

„Schulmeister!" rief er mit bebendem Munde, „schwatze mir nicht von Deinen eiteln Legenden und Basenmährchen! laß Dir nicht einfallen, mir den Besitz von Andern zu entreißen, wenn Dein eigenes Leben in meinen Händen steht! Laß das Mädchen los! wirf Dein Schwert weg! gehe heim ohne ein weiteres Wort, oder, bei meiner Treu und bei den Klingen meiner Gesellen — betrachte sie Dir wohl! — Du stirbst!"

„Signor," sagte Adrian ruhig und während er redete, zog er sich allmälig mit seiner schönen Bürde gegen die nahe Mauer zurück, um bei diesem furchtbar ungleichen Stande der Gegner wenigstens nur von vorne angegriffen werden zu können, „Du wirst den zufälligen Vortheil dieses Augenblickes nicht so mißbrauchen und Dich so entehren im Munde der Menschen, daß Du mit acht Schwertspitzen Einen Mann, wäre er auch Dein Erbfeind, angriffest, dazu noch, wenn er so gehemmt und mit einer Bürde beladen ist. Doch nein! halt! wenn Du wirklich Dieß im Sinne hast, so bedenke wohl, ein Schrei meiner Stimme wird mir das Uebergewicht gegen Dich geben. Du bist jetzt in dem Quartiere meines Stammes, Du bist umgeben von den Wohnungen der Colonna; jener Palast wimmelt von Männern, die nur mit dem Harnische um die Brust schlafen, von Männern, die gleich jetzt meine Stimme erreichen kann, aber aus deren Händen sie Dich, wenn sie einmal Blut gekostet, nicht mehr retten könnte!"

„Er hat Recht, edler Herr!" sagte Einer von der Rotte, „wir haben uns zu weit aus unserem Gehege entfernt; wir sind ganz in ihrer Höhle; zum Palaste des alten Stephan Colonna bringt der

Ruf der Stimme, und meines Wissens," setzte er flüsternd hinzu, „sind achtzehn frische Gewaffnete — ja und das Nordländer — heute durch dessen Thore eingezogen!"

„Und ständen achthundert Gewaffnete in der Entfernung einer Armslänge da," versetzte Martino wüthend, „so ließe ich mich nicht von einem einzelnen Feinde, mitten unter meinen Leuten, so beim Barte rupfen! Fort mit jenem Weibe! Zum Angriffe! zum Angriffe!"

Mit diesen Worten machte er einen verzweifelten Ausfall auf Adrian, der mit vorsichtigem Auge die Bewegungen seines Feindes belauert hatte, und nicht unvorbereitet auf den Angriff war. Des Gegners Klinge mit der seinigen abschlagend, schrie er mit lauter Stimme: „Colonna! zu Hülfe Colonna!"

Nicht ohne einen besondern Zweck hatte der berechnende und seiner selbst mächtige Adrian bisher den Wortwechsel hinaus zu ziehen gesucht. Eben wie er zuerst den Orsini anredete, hatte er beim Mondlichte die blitzende Rüstung von zwei Männern wahrgenommen, welche vom fernsten Ende der Straße herkamen und in welchen er, nach der Gegend, wo sie sich befanden, Söldlinge der Colonna vermuthete.

Sanft ließ er jetzt den Körper Irene's, welche, vor Schrecken ohnmächtig geworden, zu schwer auf ihm lastete, von seinem linken Arme zur Erde gleiten und über ihr stehend, von hinten durch die Mauer geschützt, die er so klug gewonnen hatte, begnügte er sich, die hastig auf ihn gezielten Streiche abzuwehren, ohne einen Versuch, sie zu erwiedern. Wenige Römer der damaligen Zeit, obgleich an solche kriegerische Raufereien gewohnt, besaßen Uebung im gewandten und kunstmäßigen Gebrauche der Waffen, und die Geschicklichkeit, welche sich Adrian unter den nordischen Rittern erworben, setzte ihn in Stand, selbst eine solche Ueberzahl zu bestehen. Freilich theilten die Begleiter des Orsini nicht die Wuth ihres Gebieters; theils fürchteten sie die Folgen für sich selbst, wenn das Blut eines so hochgeborenen Signor durch ihre Hände vergossen würde, theils machte ihnen die Besorgniß

zu schaffen, sie möchten sich plötzlich von den grausamen Söldnern, die in solcher Nähe drohten, angefallen sehen, und so führten sie nur schlechtgezielte und eitle Streiche, sich jeden Augenblick nach allen Seiten umsehend und mehr zur Flucht als zum Gefechte bereit. Das Geschrei: Colonna! wiederholend, entfloh die arme Benedetta beim ersten Klirren der Schwerter. Sie eilte die düstere Straße hinab, kreischte immer fort jenen Hülferuf, und rannte sogar an dem Portale von Stephans Palaste, wo noch einige unholde Gestalten herumschwankten, vorbei, ohne hier ihre Schritte anzuhalten, so groß war ihre Bestürzung und Angst.

Mittlerweile kamen die beiden bewaffneten Männer, deren Adrian war ansichtig geworden, langsam die Straße herauf gewandelt. Der Eine war von grobem und gemeinem Aussehen, Waffen und Gesichtsfarbe zeigten seinen Beruf und Stand, und aus der großen Achtung, welche er seinem Begleiter bezeigte, konnte man mit Sicherheit schließen, daß dieser kein geborener Italiener war. Denn die nordischen Söldner suchten, während sie den Lastern der Südländer dienten, doch kaum ihre Verachtung der Feigheit von diesen zu verhehlen.

Der Gefährte des Freibeuters war ein Mann von martialischem, aber feinem Aeußern. Er trug keinen Helm, sondern eine Mütze von rothem Sammet, von welcher eine schneeweiße Feder über seine Stirne schwankte; auf seinem scharlachenen Mantel oder Oberrock war auf Rücken und Brust ein großes weißes Kreuz eingewirkt und der Glanz seines Brustharnisches war so schimmernd, daß er, wenn von Zeit zu Zeit der Mantel zurückflog und ihn den Mondstrahlen bloß gab, wie ein Licht blitzte.

„Nein Rudolf," sagte er, „wenn Du hier bei dem grauköpfigen Ränkeschmied so gut Deine Rechnung findest, so verhüte der Himmel, daß ich Dich wieder zu unserer lustigen Bande zurückzuziehen suchen sollte. Aber sage mir — dieser Rienzi — meinst Du, er besitze eine festgegründete und furchtbare Macht?"

„Pah, pah! edler Hauptmann! keinen Pfifferling. Er gefällt

dem Pöbel, aber was den Adel betrifft, der lacht über ihn; und was die Soldaten, so hat er kein Geld."

„Also dem Pöbel gefällt er?"

„Ja, Das thut er; und wenn er laut zu ihnen spricht, so ist der Aufruhr in ganz Rom beschwichtigt."

„Hm, hm! wenn der Adel gehaßt und die Soldaten erkauft sind, kann der Pöbel in einer Stunde Herr werden. Ein tüchtiges Volk: ein schwacher Pöbel — ein verdorbenes Volk: ein mächtiger Pöbel!" sagte der Andere, mehr zu sich selbst als zu seinem Begleiter und sich vielleicht kaum der ewigen Wahrheit seines Ausspruchs bewußt. „Er ist kein bloßer Händelmacher, dieser Rienzi, besorge ich — ich muß zusehen. Horch! welch ein Getöse ist das? Bei dem heiligen Grabe! es ist das Klirren unseres eigenen Metalles!"

„Und das Geschrei Colonna!" rief Rudolf aus. „Verzeiht mir, Herr, — ich muß fort zu Hülfe."

„Ja, es ist Deine Miethlingspflicht; eile! doch halt, ich will Dich einmal begleiten, ohne Entgelt, und aus bloßer Leidenschaft für Unheil. Bei dieser Hand, keine Musik kommt dem Klirren des Stahls gleich!"

Noch immer vertheidigte sich Adrian tapfer und unverwundet, obgleich seine Arme nachgerade ermüdeten, sein Athem kurz ward, und seine Augen bei dem Schimmer der geschwungenen Fakeln zu blinzen und irre zu werden anfingen. Orsini selbst, erschöpft durch sein Toben, hatte einen Augenblick inne gehalten und stand seinem Feinde mit keuchender Brust und wilden Blicken gegenüber, als plötzlich seine Begleiter ausriefen: „Flieht, flieht! die Banditen nähern sich! wir sind umringt!" und zwei von den Dienern gaben ohne weitere Worte sogleich Fersengeld. Die andern fünf blieben unentschlossen und des Befehles ihres Gebieters harrend stehen, als der Mann mit der weißen Feder, den wir so eben verließen, sich in das Kampfgewühl stürzte.

„Was, Ihr Herren," sagte er, „seyd Ihr bereits fertig? Nein, wir wollen den Spaß nicht verderben; fangt wieder an, ich bitte Euch.

Wie steht's denn? Ha, Sechs gegen Einen! nun, da ist's kein Wunder, daß Ihr gewartet, bis das Spiel gleicher wird. Wir Zwei nehmen Partei für den Schwächern. Nun denn, laßt uns wieder anfangen!"

„Unverschämter!" rief der Orsini, „weißt Du, Wen Du so übermüthig angeredet hast? Ich bin Martino di Porto. Wer bist Du?"

„Walter von Montreal, Edelmann aus der Provence und Johanniterritter!" antwortete der Andere gleichgültig.

Bei diesem gefürchteten Namen — dem Namen Eines der kühnsten Krieger und der vollendetsten Freibeuter jener Zeit — erblaßte selbst Martino's Wange und seine Begleiter stießen einen Schrei des Schreckens aus.

„Und Dieser, mein Kamerade," fuhr der Ritter fort, „um die Kenntniß der Personen zu vervollständigen, ist Euch wahrscheinlich besser bekannt als ich, Ihr Herren von Rom, und Ihr erkennt zweifelsohne in ihm Rudolf von Sachsen, einen tapfern Mann und auch treu, wo er für seine Dienste anständig bezahlt wird."

„Signor," sagte Adrian zu seinem Gegner, der erstaunt und verblüfft da stand und die beiden neuen Ankömmlinge ganz verwirrt anstierte, „Ihr seyd jetzt in meiner Gewalt. Seht, es nähern sich auch unsere eigenen Leute!"

In der That begannen jetzt vom Palaste Stephan Colonna's her Fakeln zu blitzen, und man sah Bewaffnete eilig auf den Ort zukommen.

„Gehe heim im Frieden, und wenn Du morgen oder an einem andern Dir gefälligeren Tage mich allein treffen willst, Lanze gegen Lanze, wie es der Brauch ist bei den Rittern des Reiches, oder Trupp gegen Trupp und Mann gegen Mann, wie es die Römer lieber haben, so will ich nicht ausbleiben — hier ist mein Pfand!"

„Würdig gesprochen," sagte Montreal, „und wenn Ihr das Letztere wählt, so will ich mit Eurer Erlaubniß auch von der Partie seyn."

Martino antwortete nicht; er nahm den Handschuh auf, schob ihn in seinen Busen und ging hastig ab; nur, als er einige Schritte die Straße hinab gemacht hatte, kehrte er sich um, schüttelte seine ge-

ballte Hand gegen Adrian und rief mit der zitternden Stimme unmächtiger Wuth: „Getreu dem Tode!“

Die Worte waren eines von den Motto's der Orsini und hatten, was auch ihre frühere Bedeutung seyn mochte, schon lange als ein geläufiges Sprüchwort gegolten, ihren Haß gegen die Colonna zu bezeichnen.

Adrian, jetzt beschäftigt, die noch besinnungslose Irene aufzurichten und bemüht, sie ins Leben zu rufen, überließ verachtungsvoll die Antwort an Montreal.

„Ich hätte nie gedacht, Signor,“ sagte der Letztgenannte kalt, „daß Du treu seyn könntest gegen irgend Etwas, aber Das wenigstens wußte ich wohl, daß Du es nicht seyst gegen etwas Lebendiges!“

„Verzeihe mir, edler Ritter,“ sagte Adrian, von seiner Schutzbefohlenen aufblickend, „daß ich mich noch nicht ganz der Dankbarkeit hingebe. Ich habe genug gelernt vom Ritterthum, um zu fühlen, daß Du zugibst, meine erste Pflicht gebührt ihr —“

„Ha, wie! eine Dame war die Veranlassung des Streites, und ich brauche nicht zu fragen, wer Recht hatte, wenn ein Mann den Kampf mit so ungleichen Kräften führt, wie jener Schurke.“

„Du mißverstehst mich ein wenig, ritterlicher Herr — es ist nur ein Lamm, das ich dem Wolfe abgejagt habe.“

„Für Deinen eigenen Tisch! Sey es so!“ versetzte der Ritter munter.

Adrian lächelte ernst und schüttelte verneinend mit dem Kopfe. In der That war er etwas in Verlegenheit über seine Lage. So galant er seiner ganzen Gesinnung nach war, wünschte er doch nicht, die Uneigennützigkeit seiner Handlungsweise in diesem Falle einer Mißdeutung auszusetzen, und da sein kluges Bestreben darauf ausging, sich Popularität zu verschaffen, die Achtung, die seine Tapferkeit ihm bei seinen Mitbürgern erwerben mußte, dadurch zu beflecken, daß er Irenen (deren Schönheit er nur kaum erst bemerkt hatte) in seine Wohnung führte; — und doch blieb ihm, bei ihrem jetzigen Zustande,

keine andere Wahl. Sie gab kein Lebenszeichen. Er kannte ihre Heimath, ihre Verwandtschaft nicht, Benedetta war verschwunden. Er konnte sie nicht auf der Straße lassen; er konnte sie nicht der Sorgfalt Anderer übergeben, und wie sie jetzt an seiner Brust lag, fühlte er schon, wie sie ihm theuer geworden war vermöge jenes Bewußtseyns der schutzverleihenden Stärke, das dem menschlichen Herzen so sehr schmeichelt. Er erklärte daher mit kurzen Worten Denen, die sich jetzt um ihn gesammelt, seine Lage und die Ursache des vorhergegangenen Kampfes und hieß die Fakelträger ihm in seine Wohnung leuchten.

„Ihr, ritterlicher Herr," sagte er, sich zu Montreal wendend, „werdet, hoffe ich, falls Ihr nicht schon angenehmer logirt seyd, Euch bequemen, mein Gast zu seyn."

„Dank, Signor," antwortete Montreal boshaft, „aber auch ich habe vielleicht meine eigenen Angelegenheiten in Obacht zu nehmen. Lebt wohl! Ich werde Euch bei nächster Gelegenheit aufsuchen. Gute Nacht und schöne Träume!

„Robert Bertrams qui estoit tors
Mais à ceval estoit mult fors
Cil avait o lui grans effors
Multi ot 'homes per lui mors."

Und dieses holperichte Lied aus dem alten Roman de Rou summend, ging der Provenzale, von Rudolf begleitet, seines Weges weiter.

Die ungeheure Ausdehnung Roms bei einer so dünnen Bevölkerung machte, daß viele Straßen ganz leer blieben. Die vornehmsten Edelleute sahen sich so in Stand gesetzt, sich einer langen Reihe von Häusern zu bemächtigen, welche sie dann, theils gegen einander, theils gegen das Volk, befestigten, ihre zahlreichen Verwandten und Klienten lebten in ihrer Nähe und bildeten so gleichsam abgesonderte kleine Höfe und Städte.

Beinahe gegenüber dem Hauptpalaste der Colonna, welchen Stephan, der mächtige Vetter Adrians, inne hatte, lag die Wohnung des Letztern. Schwer schoben sich bei seinem Eintritte die massiven

Thore zurück; er stieg die breite Treppe hinan und trug seine Bürde in ein Gemach, das sein Geschmack in einer Weise ausgeschmückt hatte, wie in jenem Zeitalter noch selten war. Antike Statuen und Büsten waren rings aufgestellt und gemalte Tapeten zierten die Wände und bedeckten die massiven Stühle.

„He da! Lichter her und Wein!" rief der Seneschall.

„Laßt uns allein!" sagte Adrian, leidenschaftlich die blasse Wange Irene's betrachtend, als er bei dem hellen Lichte ihre ganze Schönheit entdeckte, und eine süße, brennende Hoffnung begann sich in seinem Herzen zu regen.

Fünftes Kapitel.

Schilderungen eines Verschwörers und Anbruch einer Verschwörung.

Allein, an einem Tische, bedeckt mit vielen Papieren, saß ein Mann in noch jugendlichem Lebensalter. Das Zimmer war nieder und lang; viele alte und entstellte Basrelief's und Torso's waren an der Wand aufgestellt und hier und dort dazwischen das kurze Schwert und der geschlossene Helm, halb zerstörte Reliquien von der Tapferkeit des alten Rom. Rechts über dem Tische, woran er saß, strömte das Mondlicht durch ein hohes und schmales Fenster, das tief in die massive Mauer hinein ging. In einer Nische, rechts von diesem Fenster, mit einer Schiebthüre versehen, die eben jetzt halb zurückgezogen war, aber durch ihre Festigkeit und die eisernen Platten, welche daran angebracht waren, errathen ließ, welchen Werth der Besitzer auf seine hier verwahrten Schätze legte — waren etwa dreißig bis vierzig Bücher aufgestellt — eine nach damaligen Begriffen nicht unbeträchtliche Bibliothek, zum größten Theile mühsam gefertigte Kopieen von unsterblichen Originalen, von der Hand des Eigenthümers selbst geschrieben.

Die Wange auf die Hand gestützt, die Stirne etwas gerunzelt,

den Mund leicht zusammengedrückt, überließ sich dieser Mann ganz anderen Gedanken als die müßigen Träume von Gelehrten zu seyn pflegen. Das hehre, stille Mondlicht, das auf sein Antlitz fiel, vermehrte die feierliche Würde von Zügen, welche nur in Ruhe zu seyn brauchten, um ein ernstes und majestätisches Gepräge anzunehmen. Dickes, kastanienbraunes Haar, dessen bei Römern ungewöhnliche Farbe man seiner Abstammung von dem deutschen Kaiser zuschrieb, wallte in reichen Locken über eine hohe und weite Stirne, und selbst das dermalige gedankenvolle Zusammenziehen der Augbrauen vermochte nicht den Ausdruck geheimer Kraft zu schwächen, welche in der großen Breite zwischen den Augen lag, worein die griechischen Bildhauer des Alterthums so bewundernswürdig den Zug der Herrscherwürde und die stille Thatkraft befehlender Größe zu legen wußten. Aber seine Züge waren nicht von griechischem, viel weniger von deutschem Schnitte; die eisernen Kinnbacken, die Adlernase, die etwas eingefallene Wange erinnerten auffallend an den Charakter des harten Römergeschlechtes und hätten ganz füglich einem Maler als Modell zum jüngern Brutus dienen können.

Der scharfe Umriß des Gesichtes und die feste, kurze Oberlippe waren nicht von Bart und Schnauzbart, wie man damals gewöhnlich trug, versteckt; und an dem verblichenen alten Bilde der hier geschilderten Person, das noch in Rom existirt, kann man eine gewisse Aehnlichkeit auffinden mit den gewöhnlichen Bildnissen Napoleons, zwar nicht in den Zügen, welche bei dem Römer viel trotziger und auffallender sind, wohl aber in dem eigenthümlichen Ausdrucke concentrirter und ruhiger Kraft, welche ziemlich nahe an das Ideal geistiger Majestät hinanreicht. Obgleich er noch jung war, gehörten doch die der Jugend vorzugsweise zukommenden körperlichen Eigenschaften — die Blüthe und Frische, die runde Wange, worin der Kummer noch nicht seine Furchen gezogen, das volle, uneingesunkene Auge und die schlanke Zartheit der Gestalt — nicht zu den Eigenthümlichkeiten dieses einsamen Gelehrten. Und, galt er gleich bei seinen Zeitgenossen für

außerordentlich schön, so gründete sich dieses Urtheil wahrscheinlich weniger auf die gewöhnlichen Berechtigungen zu solchem Anspruche, als auf die Höhe des Wuchses, die damals mehr als jetzt in Betracht kam, und jene edlere Art von Schönheit, welche ein gebildeter Geist und ein hoher, fester Charakter gewöhnlich auch einem minder ausgezeichneten Antlitze aufprägen — und der in einem so rohen Zeitalter noch seltener vorkommt.

Der Charakter Rienzi's (denn der dem Leser im ersten Kapitel dieser Erzählung dargestellte Jüngling steht jetzt wieder, aber in reiferen Jahren, vor ihm,) hatte mit jedem weiteren Marksteine auf der Bahn zur Macht größere Stärke und Thatkraft gewonnen. Ein seine Geburt betreffender Umstand hatte wahrscheinlich auf seinen Ehrgeiz einen großen und frühzeitigen Einfluß ausgeübt. Zwar waren seine Eltern in dürftigen Umständen und betrieben eine niedrige Berufsarbeit; aber sein Vater war der natürliche Sohn des Kaisers Heinrich VII., und wahrscheinlich war es der Stolz seiner Eltern, der Rienzi zu dem ungewöhnlichen Glück einer bessern Erziehung verhalf. Dieser Stolz erbte auf ihn fort — die königliche Abstammung klang ihm von der Wiege an im Ohr, verschmolz sich ganz mit seinen Gedanken und machte, daß er schon in seiner frühesten Jugend sich den römischen Herren ebenbürtig dünkte, ja dunkel darnach trachtete, sich über sie empor zu schwingen. Aber als sich seinem begierigen Auge und seinem ehrgeizigen Herzen die klassische Literatur Roms entfaltete, da sog er jenen vaterländischen Stolz ein, der edler ist als der Geburtsstolz — und wenn er nicht etwa gerade durch Anspielungen auf seine Herkunft gereizt war, that er sich ohne Ziererei mehr darauf zu gut, ein römischer Plebejer, als der Abkömmling eines deutschen Königs zu seyn. Seines Bruders Tod und die Schicksale, die er selbst schon erfahren, bildeten das Ernste und Feierliche seiner Gemüthseigenschaften zu größerer Tiefe aus; und zuletzt drängten sich alle Fähigkeiten eines ganz außerordentlichen Geistes auf Einen Gegenstand zusammen, der von einem Gemüth eben so voll inniger und mystischer Religiosität,

als voll Vaterlandsliebe, einen geheiligten Anstrich entnahm und zugleich eine Pflicht ward und eine Leidenschaft.

„Ja,“ sagte Rienzi, plötzlich aus seiner Träumerei sich aufraffend, „ja der Tag ist vor der Thür, wo Rom wieder aus der Asche sich erheben wird. Gerechtigkeit wird entthronen die Unterdrückung; die Männer sollen sicher wandeln auf ihrem alten Forum. Erstehen lassen wollen wir aus ihrem vergessenen Grab die unüberwindliche Seele Cato's! In Rom soll wieder ein Volk seyn! Und ich — ich werde das Werkzeug seyn dieses Triumphs — der Wiederhersteller meines Geschlechts — meine Stimme wird die erste seyn, welche das Schlachtgeschrei der Freiheit ertönen läßt, meine Hand die erste, die ihr Panier erhebt, — ja, von der Höhe meiner Seele, als von einem Berge, sehe ich schon aufsteigen die Freiheit und die Größe des neuen Rom und auf dem Grundstein des mächtigen Gebäudes wird die Nachwelt meinen Namen lesen!“

Bei dem Aussprechen dieser stolzerhabenen Worte schien das ganze Wesen des Redenden in Ehrgeiz aufzuflammen. Er schritt mit leichten und raschen Schritten in dem düstern Zimmer hin und her wie auf der Bühne; seine Brust arbeitete — seine Augen glühten. Er empfand, daß selbst die Liebe kaum in einen entzücktern Taumel setzen kann, der dem eines Patrioten gleich käme, der, im ersten jungfräulichen Enthusiasmus, sich noch ganz der Reinheit seines Wollens bewußt ist.

Es wurde leicht an der Thüre gepocht, und ein Diener in der reichen Livree der päbstlichen Offizialen trat ein.

„Signor,“ sagte er, „mein Gebieter, der Bischof von Orvieto, ist draußen.“

„Ha! das trifft sich glücklich. Lichter her! Mein Herr, das ist eine Ehre, die ich besser zu schätzen als auszusprechen weiß.“

„Still, still, mein guter Freund!“ sagte der Bischof, welcher jetzt eintrat und sich vertraulich niedersetzte; „keine Ceremonien zwischen den Dienern der Kirche; und niemals, sollt' ich meinen, war sie

treuer Freunde benöthigter als jetzt. Diese unheiligen Tumulte, diese zügellosen Kämpfe mitten im Heiligthum und in der Stadt St. Peters sind genug, der ganzen Christenheit ein Aergerniß zu geben."

„Und so wird es fortgehen," versetzte Rienzi, „bis seine Heiligkeit selbst in Gnaden geruhen wird, Ihre Residenz in dem Sitz Ihrer Vorfahren aufzuschlagen und mit starkem Arm die Ausschweifungen der Edeln niederzudrücken."

„Ach, Mann!" sagte der Bischof, „Du weißt, daß diese Worte nicht besser sind als der Wind; denn erfüllte der Pabst Deine Wünsche und zöge von Avignon nach Rom: beim Blut St. Peters, er würde nicht den Adel, sondern der Adel würde ihn niederdrücken. Du weißt wohl, daß bis dahin, wo sein gesegneter Vorgänger, gottseligen Andenkens! den weisen Plan faßte, nach Avignon zu flüchten, der Vater der Christenheit mit vielen andern Vätern das Loos ihrer alten Tage theilte, von ihren Kindern eingeschränkt und bewacht zu werden. Erinnerst Du Dich nicht, wie der edle Bonifacius selbst, ein Mann von großem Herzen und ehernen Nerven, in Knechtschaft gehalten wurde von den Ahnen der Orsini — wie sein Aus- und Eingang von ihrem Willen abhängig war, so daß er, wie ein im Käfig gefangener Adler, sich selbst an seinen Eisenstangen zerschmetterte und so starb? In der That — Du sprichst von den Erinnerungen Roms; aber das sind keine Erinnerungen, welche sehr verführerisch wären für Päbste."

„Gut," sagte Rienzi leicht lachend und mit seinem Stuhl dem Bischof näher rückend, „mein Herr und Gebieter hat gewißlich den besten Beweis gleich bei der Hand, und ich muß gestehen, so wild, zügellos und unheilig der Adel damals war, so ist er es doch jetzt noch mehr."

„Sogar ich," erwiederte Raimund und sein Antlitz röthete sich beim Sprechen, „obgleich der Vikarius des Pabsts und Stellvertreter seiner geistlichen Machtfülle, war erst vor drei Tagen einer groben Beleidigung von eben dem Stephan Colonna preisgegeben, welcher immer vom heiligen Stuhl so viel Gunst und Zärtlichkeit erfahren

hat. Seine Diener rannten die meinigen an auf offener Straße und ich selbst — Ich, der Abgesandte des Herrn der Könige — war genöthigt, mich an die Mauer seitwärts zurückzuziehen und zu warten, bis der übermüthige Graukopf vorübergestürmt war. Auch fehlte es, die Kränkung vollständig zu machen, nicht an Gotteslästerungen, „„Verzeihung Herr Bischof,““ sagte er im Vorbeigehen zu mir, „„aber diese Welt, weißt Du wohl, muß nothwendigerweise der andern vorgehen.““

„Hat er sich Dessen erfrecht?“ fragte Rienzi, sein Angesicht mit der Hand bedeckend, indem ein ganz eigenes Lächeln — es war an sich nicht das der Freude, aber es erheiterte Andere und gab seinem, von Natur bis zur Finsterheit ernsten Angesicht einen durchaus veränderten Charakter — um seinen Mund spielte. „Dann ist die Zeit gekommen für Dich, heiliger Vater, wie für uns, zu —“

„Zu was?“ unterbrach ihn rasch der Bischof. „Können wir etwas ausrichten? Laß diese schwärmerischen Träume fahren — steige auf die wirkliche Erde herab, sieh dich nüchtern um. Gegen so mächtige Männer, was können wir thun?“

„Herr,“ antwortete Rienzi ernsthaft, „es ist das Unglück der Leute Eures Standes, nie das Volk oder die eigentlichen Zeichen der Zeit zu kennen. Wie Diejenigen, welche sich auf den Gipfeln der Berge befinden, die Nebel unten herumtreiben sehen, welche die Ebnen und Thäler ihrem Blick verschleiern; während, wenn sie nur wenig über der Ebne stehen, sie die Bewegungen und Wohnungen der Menschen überschauen: so erblickt Ihr von Eurem erhabenen Standpunkt nur die verworrenen, trüben Dünste, während ich von meinem bescheidenen Ort aus Zeuge von den Vorbereitungen der Schäfer bin, sich und ihre Herden vor den durch diese Wolken verkündigten Gewittern zu schirmen. Verzweifelt nicht, Herr! die Geduld geht nur bis zu gewissen Grenzen; bis zu diesen Grenzen ist bereits der Bogen gespannt — Rom wartet nur auf die Gelegenheit, (sie wird bald kommen, aber nicht plötzlich,) mit Einemmal aufzustehen gegen seine Unterdrücker.“

Das große Geheimniß der Beredtsamkeit soll im Ernst bestehen — das große Geheimniß von Rienzi's Beredtsamkeit bestand in der hinreißenden Macht seiner Begeisterung. Er sprach nie wie Einer, der die Erfolge noch bezweifelt. Vielleicht erkannte er selbst, wie die Meisten Derer, die hohe und große Thaten unternehmen, nie vollkommen die in seinem Weg liegenden Hindernisse. Er sah das Ziel, glänzend und klar, und übersprang, in der Verzückung seiner Seele, die Kreuzungen und die Länge der Bahn; so prägten sich die tiefen Ueberzeugungen seines Gemüths unwiderstehlich Andern ein. Er schien weniger zu versprechen, als zu prophezeien.

Der Bischof von Orvieto, nicht übermäßig weise, aber ein Mann von kaltem Temperament und vieler Welterfahrung, war von der Energie seines Gesellschafters stark ergriffen, und das vielleicht um so mehr, als sein eigener Stolz und seine Leidenschaften auch gegen den Uebermuth und die Frechheit der Barone aufgebracht waren. Erst nach einigem Stillschweigen antwortete er Rienzi.

„Aber," fragte er endlich, „werden nur die Plebejer sich erheben? Du weißt, wie feig und unzuverläßig sie sind!

„Mein Herr," versetzte Rienzi, „beurtheile aus Einer Thatsache, wie kräftig ich von Freunden nicht gewöhnlicher Art beschirmt bin: Du weißt, wie laut ich gegen die Edeln spreche — ich nenne sie bei Namen — ich greife den Savelli, den Orsini, den Colonna in den Bart, unbekümmert, ob sie es hören. Meinst Du, sie werden mir Das verzeihen? meinst Du, wenn nur die Plebejer meine Anhänger und Beschützer wären, sie würden mich nicht mit offener Gewalt antasten, — meinst Du, ich hätte dann nicht längst schon in ihren Kerkern einen Knebel in den Mund bekommen, oder wäre von der ewigen Stille des Grabes verschlungen worden? Bemerke," fuhr er fort, als er in dem Angesicht des Bischofs den Eindruck las, den seine Worte gemacht, „bemerke, daß in der ganzen Welt eine große Revolution begonnen hat. Die barbarische Finsterniß von Jahrhunderten ist durchbrochen; aufgeklärte Weisheit, welche in frühern Zeiten Menschen zu

Halbgöttern erhob, ist aus ihrer Urne hervorgerufen; eine Macht, feiner als blinde Gewalt und mächtiger als Bewaffnete, ist wirksam geworden; wir haben wieder angefangen, der Herrschaft des Geistes zu huldigen. Ja, eben diese Macht, welche vor wenigen Jahren Petrarka auf dem Capitol krönte, das, nach dem Schweigen von zwölf Jahrhunderten wieder Zeuge war von der Herrlichkeit eines Triumphs — die auf einen Mann von dunkler Herkunft und ohne Uebung in den Waffen, die Ehren häufte, welche vor Alters den Kaisern und den Siegern der Könige zu Theil wurden — welche die eifersüchtigen Häuser der Orsini und Colonna in Darbringung von Huldigungen zusammenführte — welche die hochmüthigsten Patricier nach der Ehre geizen ließ, dem Sohn des florentinischen Plebejers die Schleppe zu tragen oder nur sein Purpurkleid zu berühren — die noch die Blicke Europa's auf die niedere Hütte von Vaucluse lenkt — die dem bescheidenen Gelehrten die unbestrittene Freiheit gibt, Tyrannen zu warnen und mit stolzen Bitten sich sogar dem Vater der Kirche zu nahen; ja, eben diese Macht, die schweigend wirksam in Italien unter der festen Grundlage der venetianischen Oligarchie grollt, * die jenseits der Alpen sichtbares, plötzliches Leben gewann in Spanien, Deutschland und Flandern, und die selbst auf der barbarischen Insel, welche das Schwert der Normannen erobert und die jetzt von dem tapfersten aller jetzt lebenden Könige ** beherrscht wird, einen Geist erweckt hat, den der Normanne nicht brechen kann — Könige, die über ihn herrschen wollen, müssen durch ihn herrschen! — ja! diese selbe Macht gibt sich jetzt überall

* Ungefähr acht Jahre später brach der langgenährte Haß des venetianischen Volkes gegen die klügste und wachsamste aller Oligarchieen, das Sparta von Italien, in der Verschwörung unter Marino Falieri aus.

** Eduard III., unter dessen Regierung viel volksthümlichere Ansichten aufzukeimen begannen, als die des folgenden Jahrhunderts waren. Die Bürgerkriege ertränkten diese Keime im Blut. Es war in Wahrheit ein Zeitalter, das in der ganzen Welt eine Menge Blüthen trieb, aber nur ungenießbare, unreife Früchte brachte; ein außerordentlicher Sprung, dem ein eben so außerordentlicher Stillstand folgte.

kund; sie spricht, sie siegt auch durch die Stimme des Mannes, der jetzt vor Euch steht, sie vereinigt für ihre Sache Alle, auf die auch nur ein Schimmer von Licht gefallen ist, Alle, in welchen Ein großmüthiger Wunsch erweckt werden kann. Wißt, Herr Vikar, daß kein Mann in Rom ist, außer unsern Unterdrückern selbst — kein Mann, der eine Sylbe von unserer alten Sprache gelernt hat: dessen Herz und Schwert nicht auf meiner Seite wären. Die friedlichen Pfleger der Wissenschaften, die stolzen Edeln zweiten Rangs, das aufblühende Geschlecht, weiser als ihre trägen Väter, vor Allen aber, mein Herr, die niedern Diener der Religion, Priester und Mönche, welche Ueppigkeit nicht verblendet, Pracht nicht taub gemacht hat gegen die gräßlichste Schmach, die in der christlichen Hauptstadt jeden Tag und jede Nacht der Christenheit zugefügt wird — Diese, alle Diese sind mit dem Kaufmann und Handwerker in einen unauflöslichen Bund verknüpft, und warten nur auf das Zeichen, zu fallen oder zu siegen, frei zu leben oder zu sterben mit ewigem Ruhm, für Rienzi und ihr Vaterland."

„Sprichst Du so im Ernst?" sagte der Bischof, betroffen und halb sich erhebend. „Bewähre mir nur Deine Reden und Du sollst die Diener Gottes nicht saumseliger finden für das Wohl der Menschen, als ihre Brüder die Laien.

„Was ich sage," versetzte Rienzi in kühlerem Ton, „das kann ich beweisen; aber beweisen will ich es nur Denen, die unsere Partei ergreifen."

„Scheut Euch nicht vor mir," antwortete Raimund, „ich kenne wohl die geheime Gesinnung Seiner Heiligkeit, deren Legat und Stellvertreter ich bin, und könnte er sehen, wie man die Macht der Patricier in ihre gehörigen und natürlichen Grenzen zurückwiese, da sie in ihrer Anmaßung das Ansehen der Kirche selbst so gut als vernichtet haben; seyd versichert, er würde der Hand zulächeln, welche die Grenzlinie zöge. Ja, so gewiß bin ich Dessen, daß, wenn Ihr durchdringt, ich, sein verantwortlicher, unwürdiger Verweser, selbst das Beginnen gutheißen und bestätigen will. Aber hütet Euch vor gewaltsamen

Schritten! der Kirche darf nichts vergeben werden dadurch, daß man sie in Unrecht verwickelte."

„Recht! mein Herr!" antwortete Rienzi, „und hierin ist die Politik der Religion die der Freiheit. Beurtheilt meine Umsicht aus meinem langen Zögern. Wer Alles um sich voll Ungeduld sehen kann — wer es selbst nicht weniger ist, und doch mit dem Signal zurückhalten und die Stunde abwarten: der wird wohl schwerlich durch Uebereilung sich verderben!"

„Mehr also von Diesem mit Nächstem," sagte der Bischof, sich wieder in seinem Stuhl zurechtsetzend. „Wenn Deine Plane reifen, vertraue Dich mir ohne Scheu an. Glaube, daß Rom keinen festeren Freund besitzt als den, der eingesetzt die Ordnung aufrecht zu erhalten, selbst ohnmächtig ist gegen den Angriff. Indeß, auf den Zweck meines jetzigen Besuchs zu kommen, der vielleicht selbst einigermaßen mit dem eben besprochenen Gegenstand zusammenhängt: Du weißst, daß, als Seine Heiligkeit Dir Dein dermaliges Amt übertrug, er Dir auch aufgab, seine wohlwollende Absicht zu verkünden, für das Jahr 1350 der Stadt Rom ein allgemeines Jubeljahr zu verwilligen — ein bewunderswerthes Vorhaben aus zwei Gründen, die auch Dir ganz einleuchten werden: erstlich, weil jede Christenseele, welche bei diesem Anlaß die Wallfahrt nach Rom unternimmt, eine völlige Vergebung ihrer Sünden erlangen soll; und zweitens, weil, fleischlich zu sprechen, die Zusammenfluth der auf diese Weise herbeiströmenden Pilger gewöhnlich durch die Schenkungen und Opfer, welche ihre Frömmigkeit darbringt, sehr bedeutend die Einkünfte des heiligen Stuhles vermehrt, die, beiläufig gesagt, dermalen in keinem sehr blühenden Zustand sind. Dies ist Dir bewußt, lieber Rienzi."

Dieser nickte bejahend mit dem Kopf und der Prälat fuhr fort:

„Nun, mit der größten Betrübniß erkennt Seine Heiligkeit, daß ihre frommen Absichten wahrscheinlich vereitelt werden dürften; denn so trotzig und zahlreich sind jetzt die Räuber auf den Heerstraßen gegen Rom, daß wohl auch die kühnsten Pilger ein wenig davor zittern

werden, die Reise anzutreten, und die, welche sich zu dem Wagstück entschließen, werden wahrscheinlich aus den ärmsten Gliedern der Christenheit bestehen, Leute, die, da sie weder Gold noch Silber mit sich führen, noch kostbare Geschenke, von der Habsucht der Räuber nichts zu fürchten haben. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen: einerseits werden die Reichen, die, wie der Himmel weiß und das Evangelium ausdrücklich bezeugt, der Sündenvergebung am benöthigtsten sind — dieser glänzenden Gelegenheit zur Absolution verlustig gehen, und andrerseits werden die Geldkisten des Stuhls gottloserweise der Reichthümer beraubt werden, welche ihm sonst ohne Zweifel von dem Glaubenseifer seiner Kinder zuströmen würden."

„Nichts kann logisch gewisser seyn, mein Herr," sagte Rienzi. Der Vikar fuhr fort: „Nun in Briefen, die mir vor fünf Tagen von Seiner Heiligkeit zukamen, trug er mir auf, diese fürchterlichen Folgen für die Christenheit den verschiedenen Patriciern auseinander zu setzen, welche rechtmäßige Lehenträger der Kirche sind und ihr entschiedenes Zusammenwirken gegen die Straßenräuber zu verlangen. Ich habe mich mit diesen besprochen und erfolglos."

„Denn durch den Beistand und durch die Truppen dieser Räuber haben die Patricier selbst ihre Paläste gegen einander in Festungen verwandelt," setzte Rienzi hinzu.

„Gerade aus diesem Grund," versetzte der Bischof. „Ja, Stephan Colonna hatte sogar die Keckheit, es gerade heraus zu gestehen. Ganz ungerührt durch den Verlust so vieler kostbaren Seelen und, ich darf wohl hinzusetzen, des päbstlichen Schatzes, der wohldenkenden Männern nicht viel weniger am Herzen liegen sollte, weigern sie sich, auch nur Einen Schritt den Banditen entgegen zu thun. Nun denn, hört das zweite Mandat Seiner Heiligkeit: „Sollte es mit dem Adel fehlschlagen," schreibt er mit prophetischem Scharfblick, „so besprich Dich mit Cola di Rienzi. Er ist ein kühner und frommer Mann, und wie Du mir sagst, von großem Einfluß beim Volk. Sag' ihm, wenn sein Verstand ein Mittel ausfindig machen kann, diese Söhne Belials

auszurotten und die Sicherheit herzustellen auf den öffentlichen Straßen, er sich ein reiches Verdienst um uns erwerben wird — zu dauernder Dankbarkeit wird es uns verpflichten; und welchen Beistand immer Du und die Diener unsers Stuhls ihm zu leisten vermögen — der soll ihm bereitwillig zu Theil werden."

„Schreibt Seine Heiligkeit so!" rief Rienzi. „Ich verlange nicht Mehr! die Dankbarkeit ist auf meiner Seite, daß er so an seinen Diener gedacht und mich mit diesem Auftrag betraut hat; sofort nehme ich ihn an, sofort verbürge ich mich für einen glücklichen Erfolg. Laßt uns denn, mein Herr, laßt uns klar die Grenzen bezeichnen, welche meiner Willkür gesteckt sind. Um die Räuber außerhalb der Mauern niederzudrücken, muß ich Macht haben über Die so drinnen sind. Wenn ich mich mit Gefahr meines Lebens anheischig mache, alle Straßen um Rom von den sie beunruhigenden Räubern zu säubern, soll ich volle Freiheit haben zu kühnem, entschiedenem und strengem Verfahren?"

„Ein solches Verfahren wird gefordert schon durch das Wesen des Auftrags," versetzte Raimund.

„Ja, aber auch wenn es gegen die Hauptfrevler, gegen die Helfershelfer der Räuber, gegen die Stolzesten des Adels selbst angewendet werden muß?"

Der Bischof bedachte sich und sah dem Fragenden scharf ins Gesicht. „Ich wiederhole," sagte er endlich mit leiserer Stimme und bedeutungsvollem Ton, „bei diesem kühnen Unternehmen ist das Gelingen die einzige Bedingung. Setze es durch, so wollen wir Dir Alles hingehen lassen, selbst den —"

„Den Tod eines Colonna oder Orsini, falls die Gerechtigkeit ihn verlangte, falls er dem Gesetz gemäß und durch die Verletzung des Gesetzes verschuldet wäre!" setzte Rienzi mit Festigkeit hinzu; der Bischof antwortete nicht ausdrücklich, aber eine leichte Bewegung des Hauptes gab seine Meinung Rienzi hinlänglich zu erkennen.

„Mein Herr," sagte Dieser, „von nun an steht Alles gut;

ich rechne die Revolution, die Wiederherstellung der Ordnung, des Staats von dieser Stunde, von diesem Gespräch an. Bis jetzt hab' ich, wohl wissend, daß die Gerechtigkeit nie gegen mächtige Frevler ein Auge zudrücken darf, gezögert, aus Furcht, Du und Seine Heiligkeit möchten es als Strenge ansehen und Den tadeln, der das Gesetz wieder aufrichtet, weil er dessen Uebertreter zur Rechenschaft zieht. Jetzt beurtheile ich Euch richtiger. Eure Hand, mein Herr!"

Der Bischof reichte ihm die Hand; Rienzi faßte sie fest und führte sie dann ehrfurchtsvoll an seinen Mund. Beide fühlten, daß der Vertrag besiegelt war.

Dies in der Erzählung so lang scheinende Gespräch, dauerte in der That nur kurz; aber sein Zweck war erreicht und der Bischof erhob sich, um wegzugehen. Das äußere Thor des Hauses war geöffnet, die zahlreiche Dienerschaft des Bischofs hielt ihre Fackeln empor und er hatte sich eben von Rienzi abgekehrt, welcher ihn durch den Hof begleitete, als ein Weib hastig das Gefolge des Prälaten durchschnitt, und, beim Anblick Rienzi's anhaltend, zu seinen Füßen niederstürzte.

„O eilt, Herr! eilt, um der Liebe Gottes willen, eilt! oder die junge Signora ist verloren auf immer!"

„Die Signora! Himmel und Erde, Benedetta, von wem sprecht Ihr, — von meiner Schwester, von Irene — ist sie nicht im Haus?"

„O Herr! die Orsini — die Orsini!"

„Was ist's mit ihnen? rede Weib!"

Jetzt erzählte Benedetta Rienzi, in welchem der Leser bereits den Bruder Irene's erkannt hat, athemlos und oft abbrechend das Abenteuer mit Martino di Porto, so weit sie davon Zeugin gewesen; vom Ausgang und den Folgen des Kampfs wußte sie noch nichts.

Rienzi hörte sie schweigend an, aber die tödtliche Blässe des Gesichts und das Nagen an der Unterlippe verriethen die Bewegung seines Innern, die er nicht laut werden ließ.

„Ihr hört, mein Herr Bischof," sagte er, als Benedetta geschlossen, sich zum Bischof wendend, dessen Weggehen durch die Erzählung

verzögert wurde. „Ihr hört, welchen Freveln die Bürger Roms preisgegeben sind. Meinen Hut und mein Schwert, augenblicklich! Mein Herr, verzeiht meine Eile!"

„Wohin willst Du nun?" fragte Raimund.

„Wohin, wohin? Ach ich vergaß, mein Herr, Ihr habt keine Schwester. Vielleicht hattet Ihr auch keinen Bruder? Nein, nein! Ein Opfer wenigstens werde ich doch erretten! Wohin, fragt Ihr mich? In den Palast des Martino di Porto!"

„Zu einem Orsini, allein, und um Gerechtigkeit zu erlangen?"

„Allein und um Gerechtigkeit zu erlangen — Nein!" brüllte Rienzi mit lauter Stimme, indem er sein Schwert faßte, das ihm jetzt einer seiner Diener brachte, und aus dem Haus stürzte, „aber Ein Mann ist genug zur Rache!"

Der Bischof stand einen Augenblick unschlüssig da. „Er darf nicht verloren gehen," murmelte er, „wie es wohl der Fall wäre, wenn er so allein der Wuth des Wolfs preisgegeben bliebe. He da!" rief er laut, „mit den Fackeln voran! schnell, schnell! Wir selbst, der Vikar des Pabstes, wollen hiezu sehen. Beruhigt Euch, gute Leute! Ihr sollt Eure junge Signora wieder haben! Auf, zu dem Palast Martino's di Porto!"

Sechstes Kapitel.

Irene im Palast Adrians di Castello.

Wie der Künstler von Cypern das Bild anschaute, in dem er eine erträumte Jugendschönheit verkörpert hatte, während die Farben des Lebens allmälig unter dem Marmor hervorquollen — so schaute der junge, leidenschaftliche Adrian die vor ihm hingesunkene Gestalt an, welche nach und nach wieder zum Leben erwachte. Und wenn die Anmuth dieses Angesichts nicht von der erhabensten und glänzendsten Art war, wenn sein sanfter und ruhiger Charakter durch manche, in der That minder vollkommene Schönheit überstrahlt werden mochte,

so gab es doch nie ein Antlitz, das, wenigstens für manches Auge, einnehmender gewesen wäre; nie eines, in welchem beredter der unaussprechliche, jungfräuliche Ausdruck sich abgeprägt hatte, nach dem die italienische Kunst in ihren Bildern strebt; bei welchem Bescheidenheit den äußern, Zärtlichkeit den innern Grundzug ausmacht; die Blüthe der Jugend, des Körpers und Herzens, ehe die erste duftige und zarte Frische beider abgestreift ist; und wo selbst die Liebe, der einzige störende Gast, der von diesem Alter gekannt seyn sollte, nur erst ein Gefühl und noch keine Leidenschaft ist.

„Benedetta!" hauchte Irene endlich, als sie bewußtlos ihre Augen gegen den neben ihr knieenden Mann aufschlug — Augen von jenem ungewissen, durchsichtigen Blau, das man Jahre lang betrachten kann, ohne daß man in das Geheimniß seiner Farbe eindringt, welche mit Erweiterung des Augapfels immer wechselt; die im Schatten dunkler wird, und im Licht sich zum Azur verklärt! „Benedetta!" sagte sie, „wo bist Du? O Benedetta! ich habe einen schweren Traum gehabt!"

„Und ich auch — welch ein Gesicht!" dachte Adrian.

„Wo bin ich?" rief Irene, vom Lager sich aufraffend, — „dies Zimmer — diese Tapeten — Heilige Inngfrau, träume ich noch? Und Ihr! Himmel! es ist der Signor Adrian di Castello!"

„Ist das ein Name, den Du fürchten gelernt hast?" sagte Adrian; „wenn dies ist, so will ich ihn abschwören."

Wenn jetzt Irene heftig erröthete, so war Schuld daran nicht jenes wilde Entzücken, wie ihr etwa ihr schwärmerisches Herz hätte prophezeihen können, daß sie es empfinden würde beim Anhören der ersten Worte der Huldigung von Adrian di Castello. Verwirrt und bestürzt — erschreckt durch die Fremdheit des Orts und zurückbebend selbst vor dem Gedanken, mit einem Mann allein sich zu finden, der Jahre lang ihrer Einbildung gegenwärtig gewesen war, fühlte sie am meisten die Empfindungen der Unruhe und Betrübniß vorherrschen und diese sprachen sich auch am deutlichsten in ihren beredten Zügen

aus. Und als Adrian sich ihr jetzt näherte: da nahm, trotz der Sanftheit seiner Stimme und der Ehrerbietung in seinen Blicken, ihre Angst, die, weil ganz unbestimmt, nur um so heftiger war, noch mehr zu; sie flüchtete in die entlegenste Ecke des Zimmers, sah sich wild um, bedeckte dann ihr Angesicht mit den Händen und brach in einen Strom erschütternder Thränen aus.

Selbst gerührt von ihren Thränen und ihre Gedanken errathend, vergaß Adrian für einen Augenblick alle die kühneren Wünsche, die in ihm aufgestiegen. „Fürchte nichts, holdes Mädchen!“ sagte er ernst, „sammle Dich, ich bitte Dich darum — keine Gefahr, kein Unfall kann Dich hier erreichen — diese Hand war es, welche Dich aus der rohen Gewalt der Orsini rettete — dies Dach ist nur die Zufluchtsstätte eines Freundes. Sag' mir denn, schöne Unbekannte, Deinen Namen und Deine Wohnung, so will ich meine Diener rufen und Dich sofort nach Haus geleiten lassen.“

Vielleicht noch mehr die Erleichterung durch Thränen, als die Worte Adrian's, brachten Irene wieder zu sich und machten ihr möglich, ihre neue Lage zu begreifen; als ihre wiederkehrende Besinnung ihr klar machte, was sie Dem schuldig geworden war, der so lange schon ihre Träume als das Urbild aller Trefflichkeit beschäftigt hatte, da gewann sie wieder die Macht über sich selbst und ergoß ihren Dank mit einer Anmuth, die dadurch um nichts weniger einnehmend wurde, daß sie noch mit Verlegenheit gemischt war.

„Danke mir nicht!“ sagte Adrian mit Leidenschaft; „ich habe Deine Hand berührt; ich bin belohnt. Belohnt! — ja! an mir ist es, Dankbarkeit, Huldigung in Fülle darzubringen!“

Von neuem, aber mit ganz andern Empfindungen als zuvor, erröthend, versetzte Irene nach augenblicklichem Stillschweigen: „Und doch, mein Herr, darf ich meine Schuld gegen Euch deshalb nicht minder hoch anschlagen, weil Ihr so leicht davon redet. Und jetzt macht das Maß meiner Verbindlichkeit voll; ich sehe meine Gesell-

schafterin nicht hier — erlaubt, daß sie mich heimbegleite; es ist nur ein kurzer Weg von hier."

„Gesegnet also ist die Luft, die ich so unbewußt einathmete!" sagte Adrian. „Aber Deine Gesellschafterin, liebes Mädchen, ist nicht hier. Sie floh, denke ich mir, in der Verwirrung des Kampfes; und da ich Deinen Namen nicht wußte, und in dem Zustande, worin Du Dich befandst, ihn nicht von Deinen Lippen erfahren konnte, sah ich mich in die glückliche Nothwendigkeit versetzt, Dich hieher zu bringen; aber ich will Dir als Begleiter dienen. Nein, warum dieser scheue Blick? meine Leute sollen auch mit uns gehen."

„Mein Dank, edler Herr, hat wenig Werth; mein Bruder, Dir nicht unbekannt, wird Dir auf angemessenere Weise danken. Kann ich gehen?" und mit diesen Worten war Irene schon an der Thüre.

„Bist Du so begierig mich zu verlassen?" antwortete Adrian traurig. „Ach wenn Du mir aus den Augen bist, wird es mich dünken, wie wenn der Mond sich der Nacht entzogen hätte! doch es ist ein Glück, Deinen Wünschen zu gehorchen, selbst wenn sie Dich von mir reißen."

Ein leichtes Lächeln theilte Irenes Lippen und Adrians Herz schlug so laut, daß er selbst es hörte, indem er aus diesem Lächeln und den gesenkten Augen eine nicht ungünstige Vorbedeutung ableitete.

Widerstrebend und langsam wandte er sich gegen die Thüre und berief seine Diener.

„Aber," sagte er, als sie nun auf der hohen Treppe standen, „Du sagst, holdes Mädchen, Deines Bruders Name sey mir nicht unbekannt. Der Himmel gebe, daß er wirklich ein Freund der Colonna sey!"

„Sein Stolz," antwortete Irene ausweichend, „der Stolz Cola di Rienzi's ist, der Freund der Freunde Roms zu seyn."

„Heilige Jungfrau von Ara Cöli! — ist dieser außerordentliche Mann Dein Bruder!" rief Adrian aus, der bei Nennung dieses Namens sogleich die sich seiner Leidenschaft entgegenstellende Schranke

sah. „Ach, an einem Colonna, an einem Edelmann wird er kein Verdienst erkennen; obgleich Dein glücklicher Befreier, süßes Mädchen, schon frühe sich um seine Freundschaft bewarb.“

„Du thust ihm großes Unrecht, mein Herr,“ versetzte Irene mit Wärme; „er ist mehr als jeder Andre der Mann, Deine großherzige Tapferkeit anzuerkennen, wäre sie auch nur dem niedrigsten Weibe Roms zu Gute gekommen — wie viel mehr aber, wenn sie dem Schutz seiner Schwester galt!“

„Die Zeiten sind wirklich unheilvoll,“ antwortete Adrian gedankenvoll, als sie sich jetzt auf offener Straße befanden, „wenn Männer, welche gleicherweise um die Leiden ihres Vaterlands trauern, dennoch gegen einander argwöhnisch sind; wenn ein Patricier seyn, so viel heißt, als ein Feind des Volks seyn; wenn der Freund des Volks eben damit nothwendigerweise als ein Feind der Patricier bezeichnet wird; aber komme was da will, o laß mich hoffen, theure Herrin, daß keine Zweifel, keine Spaltungen aus Deiner Brust eine Erinnerung an mich verdrängen sollen!“

„Ach, wie wenig, wie wenig kennt Ihr mich!“ fing Irene an und stockte plötzlich.

„Rede, rede wieder! welcher Musik hat dies neidische Schweigen meine Seele beraubt! Du willst mich also nicht vergessen? Und,“ fuhr Adrian fort, „wir werden uns wieder begegnen. Auf Rienzi's Haus sind wir jetzt angewiesen; morgen werde ich meinen alten Kameraden besuchen, morgen werde ich Dich sehen — soll es nicht so seyn?“

Irene's Schweigen galt statt einer Antwort.

„Und da Du mir Deines Bruders Namen gesagt hast, schmeichle meinem Ohr auch mit Nennung des Deinigen.“

„Man nennt mich Irene.“

„Irene, Irene! laß mich ihn wiederholen. Es ist ein sanfter Name und haftet an den Lippen, als verdröße es ihn, sie zu verlassen — ein passender Name für ein Wesen wie Du!“

In solcher Weise brachte Adrian Irene'n seine gern angenom-

mene Huldigung dar, in jener blühenden und glänzenden Sprache, die, wenn auch jenem Zeitalter und der Galanterie des Südens vorzugsweise eigen, doch auch die Sprache ist, worin die Poesie jugendlicher Leidenschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern ihre überströmende Fülle auszusprechen pflegte, wenn Herz zu Herz sprechen konnte. Er geleitete seine schöne Schutzbefohlene heim, schlug jedoch dabei den längsten Umweg ein; ein Kunststück, das Irene entweder nicht bemerkte oder stillschweigend verzieh. Jetzt konnten sie die Straße sehen, wo Rienzi wohnte, als eine Abtheilung Männer mit Fackeln unerwartet auf sie los kam. Es war die Begleitung des Bischofs von Orvieto, welche, vom Palast Martino di Porto's zurückkehrend, begleitet von Rienzi, den Adrians aufsuchten. Sie hatten in jenem, ohne den Orsini selbst zu sprechen, von den Dienern im untern Hofe das Schicksal des Kampfs und den Namen von Irenens Retter erfahren; und der allgemein bekannten Galanterie Adrians ungeachtet, kannte Rienzi seinen Charakter und den Adel seines Gemüths hinlänglich, um die feste Zuversicht zu gewinnen, daß unter seinem Schutz Irene sicher sey. Ach! in dieser Sicherheit für die Person ist eben oft die größte Gefahr für das Herz! Ein Weib liebt nie so gefährlich, als wenn der, der sie liebt, sich um ihretwillen bezwingt.

Ihres Bruders Brust umschlingend, forderte ihn Irene auf, ihrem Befreier zu danken, und Rienzi ging mit jener bezaubernden Offenherzigkeit, welche den für gewöhnlich Zurückhaltenden so gut steht, und welche Allen, die ihrer Mitmenschen Herzen zu beherrschen wissen, zu Zeiten zu Gebot steht, auf den jungen Colonna zu und ergoß sich gegen ihn in Dank und Lobpreisungen.

„Wir sind allzulang getrennt gewesen — wir müssen wieder mit einander bekannt werden,“ versetzte Adrian, „ich werde Dich zuverlässig binnen kurzer Zeit aufsuchen.“

Er wandte sich, um von Irene Abschied zu nehmen, führte ihre Hand an seinen Mund, drückte sie, und als sie der seinigen entglitt,

schmeichelte er sich mit dem Wahne, diese zarten Finger hätten leicht und unwillkürlich den Druck erwiedert!

Siebentes Kapitel.

Ueber Liebe und Liebende.

Wenn Shakespeare bei Behandlung der legendenartigen Liebessage von Romeo und Julie die Scene, wohin sie verlegt ist, in ein nördlicheres Clima versetzt hätte, so weiß ich nicht, ob selbst Shakespeare's Kunst uns mit der eben so plötzlichen Entstehung als großen Stärke von Juliens Leidenschaft hätte auszusöhnen vermocht. Und sogar so wie die Sache jetzt ist, glaube ich, finden sich nur wenige unter unsern vernünftigen und nüchternen Insulanern, die nicht, wenn man sie ernstlich fragte, ehrlich geständen, daß sie die Liebesschwärmerei und die Berühmtheit der unglückseligen Liebenden von Verona übertrieben und überspannt finden. Aber in Italien erscheint das Gemälde dieser in Einer Nacht geborenen Neigung, die dabei „stark bis zum Tod" ist, als ein solches, wozu die allergewöhnlichsten Lebensverhältnisse zahllose Gegenstücke darbieten mögen. Unter verschiedenen Himmelsstrichen nimmt die Liebe wunderbar verschiedene Gestalten an, und bis auf den heutigen Tag würde unter italienischem Himmel manches einfache Mädchen fühlen wie Julia, und mancher gewöhnliche Liebhaber würde mit der Schwärmerei Romeo's wetteifern. Lange Bewerbungen sind in diesem sonnigen Land, in welchem und von welchem ich jetzt schreibe, unbekannt. In keinem andern Land vielleicht kommt so häufig die Liebe auf den ersten Anblick vor, die in Frankreich ein Scherz und in England etwas Zweifelhaftes ist; in keinem Land auch wird die Liebe, wenn gleich so plötzlich entzündet, so treu bewahrt. Was in der Phantasie gereift ist, schlägt auf Einmal in Leidenschaft aus — aber es bleibt für alle Zeiten gleichsam einbal-

samirt durch tiefes Gefühl. Und dies muß meine und ihre Entschuldigung seyn, wenn die Liebe Adrians als zu übereilt und die Irenens als zu schwärmerisch erscheint; es ist die Entschuldigung, welche sie von Luft und Sonne, von den Gewohnheiten ihrer Voreltern, von der süßen Ansteckung des Beispiels entlehnen. Aber wenn sie den Geboten ihrer Herzen nachgaben, so war es doch mit einer gewissen, wiewohl geheimen Traurigkeit; mit einem Vorgefühl, das vielleicht seinen Reiz hatte, wiewohl es auf Kreuz und Uebel hinwies. Abstammend von einem so stolzen Geschlecht, konnte Adrian kaum im Traum an eine Verbindung mit der Schwester eines Plebejers denken; und Irene, nicht ahnend die künftige Größe ihres Bruders, mochte schwerlich eine andre Hoffnung gehegt haben, als die: geliebt zu werden. Aber diese widrigen Umstände, welche bei den härtern, umsichtigern, selbstverläugnendern und vielleicht tugendhaftern Gemüthern, wie sie unter nordischem Himmel sich bilden, eine Aufforderung gewesen wären, gegen die Liebe zu kämpfen, trugen hier nur dazu bei, die Liebe dieses Paars zu nähren und zu kräftigen durch einen Widerstand, der immer für die Schwärmerei sein Anziehendes hat. Sie fanden oft, doch nur auf kurze Zeit, Gelegenheit, sich zu sehen — nie ganz allein, sondern nur in der Anwesenheit der nachsichtsvollen Benedetta — manchmal in öffentlichen Gärten — zuweilen unter den ungeheuern, ödestehenden Ruinen, von welchen Rienzi's Haus umgeben war. Sie überließen sich, ohne viel nach der Zukunft zu fragen, der Aufregung, dem Elysium der Stunde; sie lebten nur von einem Tag auf den andern, ihre Zukunft war der Tag ihres nächsten Wiedersehens — über diese Epoche hinaus grenzten die Nebel selbst ihrer jugendlichen Liebe an Schatten und Dunkel, welche zu durchdringen sie sich keine Mühe gaben; und da sie noch nicht bei der Periode der Zärtlichkeit angekommen waren, wo eine unmittelbare Gefahr des Falls sie bedrohte — war ihre Liebe noch nicht durch das goldene Thor gegangen, wo der Himmel aufhört und die Erde anfängt. Ueberall und in Allem war für sie die Poesie, die Unbestimmtheit, die Zartheit — aber nicht die

Gewalt, der Drang, die Sterblichkeit des Verlangens! ein Blick, ein Flüstern, ein flüchtiger Händedruck, höchstens die ersten Küsse der Liebe, selten und wenige: dies bezeichnete die menschliche Grenzmark des Gefühls, das sie mit neuem Leben durchströmte, sie wie mit einer neuen Seele emporhob.

Die unstäten Strebungen Adrian's hatten auf einmal eine feste Richtung und einen Mittelpunkt gewonnen; die Träume der Gebieterin seines Herzens waren zu einem freilich auch noch träumerischen Leben erwacht, das aber doch „von einer Wahrheit eingefaßt" war. All der Ernst, die Thatkraft und heftige Glut, welche bei ihrem Bruder in den Entwürfen des Patriotismus und im Streben nach Macht hervortraten, waren bei Irene in sanfterer Weise auf Ein Lebensziel, Einen Brennpunkt der Seele gerichtet — auf die Liebe. Aber dies scheinbar so beschränkte Feld des Denkens und Handelns bot in der That eine eben so grenzenlose Sphäre dar, als der weite Tummelplatz von ihres Bruders vielseitigem Ehrgeiz. In nicht geringerem Grad besaß sie die Kraft und den Trieb zu den erhabensten Geistesäußerungen, die dem Sterblichen möglich sind. Gleich groß war ihre Begeisterung für ihr Idol — gleich groß, wäre sie auf dieselbe Probe gesetzt worden, wäre ihr Edelmuth gewesen und ihre Hingebung; größer gewiß ihr Muth, unveränderlicher ihre Treue — minder befleckt von selbstischen Absichten und unerlaubten Beweggründen. Zeit, Wechsel, Mißgeschick, Undank würde sie unverändert gelassen haben! Welcher Staat könnte fallen, welche Freiheit untergehen, wenn bei dem lärmenden Patriotismus des Mannes sein Eifer so rein wäre, wie die schweigende Treue in der Liebe des Weibes?

Bei ihnen war Alles jung; das Herz unerkältet und von keinem Mehlthau zerfressen; die sprudelnde Fülle des innigsten Lebens, die an sich selbst etwas Göttliches hat. In diesem Alter, wo uns ist als ob wir nie sterben könnten, wie glühend und wie von der Jugendlichkeit eines Gottes geschwellt, ist da Alles, was unser Herz aus sich

hervorbringt. Unsre Jugend ist wie die der Erde selbst, als sie Wald und Gewässer mit Gottheiten bevölkerte, als das Leben in fröhlichem Sturm dahinbrauste und doch nur Schönes erzeugte — alle ihre Gestalten, Poesie — alle ihre Lüfte — Melodieen von Arcadien und vom Olymp — die ganze Erde selbst, sogar in ihren wildesten Gegenden, eine andre, eine glücklichere — der Himmel, gleiche Herrlichkeit verschwendend und mit denselben prachtvollen Gebilden ausgestattet! das goldene Alter verläßt die Welt nie: es besteht noch und wird bestehen, bis Liebe, Gesundheit, Poesie verschwunden sind — aber nur für die Jugend!

Wenn ich hier, obwohl nur für einen Augenblick, mich bei diesem Zwischenspiel eines Drama's verweile, das männlichere Leidenschaften als die Liebe in Bewegung setzt: so ist es, weil ich voraussehe, daß die Gelegenheit hiezu selten wiederkehren wird. Wenn ich mich bei der Schilderung Irene's und ihrer verborgenen Neigung aufhalte, statt die Ereignisse abzuwarten, die sie besser zeichnen als die Worte des Erzählers: so geschieht es, weil ich voraussehe, daß dies liebevolle und liebenswerthe Bild fortdauernd — am Ende mehr Schatten als Bild — in den Hintergrund treten muß, wie es auch in der Wirklichkeit das Schicksal solcher Naturen ist, verdrängt von kühneren Gestalten und glänzenderen Farben — als ein Wesen, dessen Gegenwart man mehr fühlt als sieht, und dessen Zusammenstimmung mit dem Ganzen in seiner Zurückgezogenheit und bescheidenen Ruhe besteht.

Achtes Kapitel.

Der Begeisterte beurtheilt vom Nüchternen.

„Du thust mir Unrecht,“ sagte Rienzi mit Wärme zu Adrian gegen das Ende einer langen Besprechung, als sie so allein bei einander saßen. „Ich spiele nicht die bloße Rolle eines Demagogen. Ich wünsche nicht die tiefsten Tiefen aufzuwühlen, damit die Hefen meines

Glücks sich zur Oberfläche erheben. So lang hab' ich über der Vergangenheit gebrütet, daß es mir vorkommt, als wäre ich ein Theil von ihr geworden — als hätte ich gar keine von ihr gesonderte Existenz. Ich habe meine ganze Seele in Eine Hauptleidenschaft aufgehen lassen und diese ist die Wiederherstellung Roms."

„Aber durch welche Mittel?"

„Herr, Herr! Es gibt nur Einen Weg, die Größe eines Volks wiederherzustellen — und der ist: ein Aufruf an das Volk selbst. Es steht nicht in der Macht von Fürsten und Baronen, einem Staat dauernde Glorie zu verleihen; sie erheben sich selbst, aber sie erheben nicht auf die Länge das Volk mit sich. Jede große Wiedergeburt beruht auf der allgemeinen Bewegung der Masse."

„Fürwahr!" versetzte Adrian, „dann haben wir die Geschichte in sehr verschiedenem Sinn gelesen. Mir scheinen alle großen Regenerationen das Werk Weniger gewesen, und von der Menge stillschweigend angenommen worden zu seyn. Aber wir wollen nicht nach der Weise der Schulen disputiren. Du verkündest laut, daß eine mächtige Krise bevorsteht; daß der gute Stand der Dinge (buono stato) gegründet werden soll. Wie? Wo sind Eure Waffen? Eure Soldaten? Sind die Edeln weniger stark als bisher? Ist der Pöbel kühner, beharrlicher? der Himmel weiß, ich rede nicht aus den Vorurtheilen meines Standes heraus; ich beweine die Entwürdigung meines Vaterlandes. Ich bin ein Römer und in diesem Namen geht mir die Erinnerung unter, daß ich ein Edelmann bin. Aber ich zittre bei dem Sturm, den Ihr so keck heraufbeschwören wollt. Wenn Euer Aufstand glückt, wird er gewaltthätig seyn; er wird mit Blut, mit dem Blut all der stolzesten Namen Roms erkauft werden. Ihr bezweckt eine zweite Vertreibung der Tarquinier, aber es wird eher eine zweite sullanische Proscription daraus werden. Metzeleien und Unordnungen bahnen nie den Weg zum Frieden; andrerseits, wenn es fehlschlägt, sind die Ketten Roms für alle Zeiten festgeschmiedet; ein ver-

geblicher Versuch zur Flucht dient nur zum Vorwand für neue Peinigungen gegen den Sklaven."

„Und was würde denn Signor Adrian uns ansinnen zu thun?" fragte Rienzi mit dem oben geschilderten, eigenthümlichen, sarkastischen Lächeln. „Sollen wir warten, bis die Colonna und Orsini sich nicht mehr befehden? sollen wir von den Colonna Freiheit, von den Orsini Gerechtigkeit uns erbitten? Mein Herr, wir können nicht die Edeln gegen die Edeln anrufen. Wir müssen sie nicht ersuchen, ihre Gewalt zu mäßigen, wir müssen an uns selbst wieder diese Gewalt bringen; das Unternehmen mag seine Gefahren haben — aber wir legen Hand an unter den Denkmalen des Forums: und wenn wir fallen, so gehen wir würdig unserer Ahnen unter! Ihr habt prächtige Stammbäume, tönende Namen, weitgedehnte Besitzungen und sprecht von Euern anererbten Ehren! Aber auch wir, die Plebejer Roms, haben unsre Ehren! Unsre Väter waren freie Männer! wo ist unser Erbe? Nicht verkauft, nicht weggegeben — nein! uns gestohlen, bald durch List, bald durch Gewalt; uns im Schlaf entwendet, oder mit gewaltthätiger Hand, unter unsrem Geschrei und Widersprechen uns entrissen. Herr, wir verlangen nur, daß dies gesetzliche Erbe uns wiedergegeben werde; uns — aber es ist derselbe Fall bei Euch — denn Eure Freiheit ist eben so dahin. Könnt Ihr wohnen in Eures Vaters Haus ohne Thürme und Bollwerke und ohne die gedungenen Schwerter von Bravo's? Könnt Ihr bei Nacht durch die Straßen wandeln ohne Waffen und Gefolge? Zwar Ihr, als ein Edler, könnt Gleiches mit Gleichem vergelten — und wir dürfen das nicht. Ihr könnt auch wieder Andre ängstigen und mißhandeln, aber ist die Zügellosigkeit ein Ersatz für die Freiheit? Man hat Euch Macht und Gepränge gegeben, aber die Sicherstellung durch gleiche Gesetze wäre ein heilsameres Geschenk. O wär' ich an Eurer Stelle, wär' ich Stephan Colonna selbst: wahrlich ich würde eben so durstig lechzen, als ich jetzt thue, nach der Luft der Freiheit, die nicht durch Schanzen und Bollwerke, gegen Mitbürger errichtet, kommt, sondern unter dem weiten offenen

Himmel weht, — sicher unter dem Schutz der schweigenden Vorsehung des Gesetzes und nicht durch blasse, abgezehrte Angst und hohläugigen Verdacht, die unzertrennlichen Genossen einer verhaßten Gewalt. Der Tyrann dünkt sich frei, weil er Sklaven beherrscht; der geringste Bauer in einem freien Land ist freier als er. O, Herr, daß Ihr, ein tapfrer, großmüthiger, aufgeklärter Mann, Ihr, beinah der Einzige Eures Standes, der es weiß, daß wir ein Vaterland besaßen, o daß doch Ihr, der Ihr das Gefühl unserer Leiden zu theilen vermögt, mit uns streiten wolltet, um uns ihrer zu erwehren!"

„Du sinnst auf Krieg gegen Stephan Colonna, meinen Vetter, und obgleich ich ihn nur wenig gesehen habe und ihn, die Wahrheit zu sagen, nicht sehr achte, ist er doch der Stolz unsres Hauses — wie kann ich auf Deine Seite treten?"

„Sicher wird sein Leben bleiben, sicher sein Besitzthum, sicher sein Rang. Gegen was kämpfen wir? Gegen seine Gewalt, Andern Unrecht zu thun."

„Entdeckte er, daß Du über andre Kräfte als über Worte gebietest, er würde gegen Dich weniger gnädig verfahren!"

„Und hat er dies noch nicht entdeckt? Sagen ihm die Ausbrüche des Volksjubels nicht, daß ich ein Mann bin, den er fürchten sollte? Baut er, der Vorsichtige, der Verschlagene, der Tiefblickende, baut er Festen und richtet Thürme auf, und sieht von der Höhe seiner Zinnen nicht das gewaltige Gebäude, das auch ich gegründet habe?"

„Ihr! wo Rienzi?"

„In den Herzen Roms! Sieht er das nicht?" fuhr Rienzi fort. „Nein, nein! Er und sein ganzes Geschlecht sind blind. Ist es nicht so?"

„Gewiß und wahrhaftig, mein Vetter glaubt nicht an Eure Macht, sonst hätte er Euch schon längst zermalmt. Ja, erst vor drei Tagen sagte er in vollem Ernst, er wolle lieber, Ihr sprechet zu dem Volk, als der beste Priester der Christenheit, denn die andern Redner entzünden nur die Masse und Niemand stille und zerstreue sie so wie Ihr."

„Und Den nennt man tiefblickend! Macht der Himmel nicht dann die Luft am stillsten, wenn er am meisten Sturm vorbereitet? Ja, Herr, ich verstehe. Stephan Colonna verachtet mich. Ich bin," hier überzog, während er fortfuhr, eine tiefe Röthe seine Wange, „Ihr erinnert Euch dessen — in meinen jüngern Tagen in seinen Palast gekommen und habe ihn mit witzigen Erzählungen und leichten Späßen unterhalten. Ja, ha! ha! er pflegte mich, mein' ich, manchmal, um mir ein scherzhaftes Kompliment zu machen, seinen Lustigmacher, seinen Schalksnarren zu nennen. Ich habe seine Beleidigungen verschmerzt; ich habe mich bei seinem Beifall verbeugt. Ich würde noch heute derselben Buße mich unterziehen, zu derselben Schmach mich bequemen, aus dem gleichen Beweggrund und für dieselbe Sache. Was wollte ich damit erreichen? Könnt Ihr mir es angeben? Nein! So will ich es Euch denn ins Ohr flüstern: nichts anderes, als die Verachtung Stephan Colonna's! Unter dieser Verachtung war ich gesichert, bis der Schutz nicht mehr nöthig war. Ich wünschte nicht, den Patriciern als furchtbar zu erscheinen, um, unangefochten und unbeargwohnt, meinen Weg im Volk machen zu können. Es ist mir gelungen; ich werfe jetzt die Maske weg. Stirn gegen Stirn an Stephan Colonna, könnte ich ihm, gleich in dieser Stunde, sagen, daß ich seinem Zorn trotze, daß ich seiner Kerker und seiner Bewaffneten spotte. Aber wenn er mich für denselben Rienzi hält, der ich früher war, laßt ihn! ich kann meine Stunde abwarten!"

„Aber," versetzte Adrian, darauf verzichtend, der stolzen Sprache seines Gesellschafters zu antworten, „sage mir, was verlangst Du für das Volk, um einen Aufruf an seine Leidenschaften zu vermeiden? unwissend und launenhaft, wie es ist, kannst Du Dich nicht an seine Vernunft wenden."

„Ich verlange Gerechtigkeit und volle Sicherheit für Alle. Mit nichts Geringerem lasse ich mich zufrieden stellen. Ich verlange von den Edeln, daß sie ihre Festungswerke zerstören, ihre bewaffneten Banden entlassen, daß sie keine Straflosigkeit für Verbrechen der Vor-

nehmen in Anspruch nehmen, daß sie nur bei den ordentlichen Rechtshöfen Schutz und Recht suchen."

„Vergebliche Wünsche!" versetzte Adrian. „Verlangt, was man euch gewähren kann!"

„Ha — ha!" erwiederte Rienzi bitter lachend. „Habe ich Euch nicht gesagt, es sey eine leere Einbildung, von den Großen Gesetz und Gerechtigkeit zu verlangen! Könnt Ihr mich also tadeln, wenn ich sie anderswo suche?" dann plötzlich Ton und Haltung wechselnd, fuhr er mit großer Feierlichkeit fort: „Auch das wache Leben hat seine falschen und eiteln Träume. Aber der Schlaf ist oft ein gewaltiger Prophet. Da offenbart sich oft der Himmel geheimnißvoll seinen Geschöpfen und lenkt und erhält seine irdischen Werkzeuge auf dem Pfad, auf den sie seine Vorsehung berief."

Adrian antwortete nicht. Es war nicht das erste Mal, daß er die Bemerkung machte, wie Rienzi's scharfer Verstand sonderbar mit tiefem, mystischem Aberglauben gepaart war. Und dieß bestärkte den jungen Edelmann, der, obwohl hinreichend fromm, doch den ausschweifenden Glaubensvorstellungen jener Zeit sich nicht anschloß, noch mehr in seinem Unglauben an das Gelingen von Rienzi's kühnen Entwürfen. Hierin irrte er sich gewaltig, obgleich sein Irrthum der gewöhnliche der Weltklugheit war. Denn nichts begeistert den menschlichen Muth in so hohem Grad, als die innige Ueberzeugung, der Bevollmächtigte göttlicher Weisheit zu seyn. Rachsucht und Patriotismus, vereint in einem Mann von Geist und Ehrgeiz — das sind die Hebel des Archimedes, die im Fanatismus den Stützpunkt außer der Welt finden, um die Welt aus den Angeln zu heben. Der kluge Mann kann einen Staat lenken; aber der Begeisterte ist es, der ihn verjüngt oder zu Grund richtet.

Neuntes Kapitel.

„Als das Volk dieß Gemälde sah, verwunderten sich Alle."
Vita di Cola di Rienzi.

Vor dem Marktplatz, am Fuß des Capitols, war eine unermeßliche Menschenmenge versammelt. Jeder suchte sich vor seinem Nebenmann vorzudrängen, jeder kämpfte, sich Bahn zu brechen zu Einem Hauptpunkt hin, um welchen die Masse dicht und eng zusammengekeilt war.

„Corpo di Dio!" sagte ein Mann von mächtigem Wuchs, voran drängend wie ein kräftiges Schiff, das die schäumenden Wasser rechts und links von seinem Spiegel abschüttelt, „das ist heiße Arbeit, aber warum, bei der heiligen Mutter Namen, drängt Ihr euch denn so? Seht Ihr nicht, Signor Ribald, daß mein rechter Arm übel zugerichtet, eingewickelt und verpflastert ist, so daß ich mir so wenig zu helfen weiß als ein Kind? Und doch stürmt Ihr auf Einen ein, als wär' ich eine alte Mauer!"

„Ah, Cecco del Vecchio! was Mensch! Euch müssen wir Platz machen — Ihr seyd zu klein und leibarm, um durch den Haufen durchzukommen! Kommt, ich will Euch unter meinen Schutz nehmen," sagte ein Zwerg von etwa vier Fuß Höhe, an dem Riesen hinaufschauend.

„Wahrhaftig," versetzte der grimmige Schmied, den Pöbel in der Runde betrachtend, der laut über das Anerbieten des Zwergs lachte, „wir bedürfen Alle des Schutzes, Große wie Kleine. Was lacht Ihr denn, Ihr Affen? Ja, Ihr versteht kein Gleichniß!"

„Und doch sind wir hergekommen, um ein Gleichniß anzusehen," sagte Einer aus dem Pöbelhaufen mit leichtem Hohn.

„Vergnügten Tag Euch, Signor Baroncelli," antwortete Cecco del Vecchio, „Ihr seyd ein braver Mann und liebt das Volk; es macht Einem das Herz lachen, wenn man Euch sieht. Was bedeutet all' das Getümmel?"

„Nun, des Pabsts Notar hat ein großes Gemälde auf dem Marktplatz aufgestellt und die Gaffer sagen, es beziehe sich auf Rom; so lassen sie sich denn an diesem heißen Tage das Hirn schmelzen, um das Räthsel zu rathen.“

„Ho, ho!“ sagte der Schmied, so kräftig voran drängend, daß er plötzlich den Sprechenden hinter sich ließ, „wenn Cola die Rienzi etwas im Werk hat, so bräche ich durch Fels und Stein, um hinzukommen.“

„Viel Gutes wird uns wohl das leblose Geklekse bringen!“ sagte Baroncelli, mit saurer Miene sich zu den Umstehenden wendend; aber Niemand hörte darauf und er, der gern den Demagogen gespielt hätte, biß sich vor Neid in die Lippe.

Unter halb ersticktem Stöhnen und Fluchen von den Männern, die er bei Seite drückte und unter lauten Schimpfreden und gellendem Geschrei der Weiber, deren Röcken und Kopfputz er zu wenig Schonung bewies, erzwang sich der stämmige Schmied den Weg zu einem Platz, der rings von Ketten eingeschlossen und in dessen Mitte ein ungeheuer großes Gemälde aufgestellt war.

„Wie kam es her?“ rief Einer, „ich war zuerst auf dem Marktplatz.“

„Wir fanden es bei Tagesanbruch hier,“ sagte ein Obsthändler, „Niemand war dabei.“

„Aber warum bildet Ihr Euch ein, Rienzi habe die Hand im Spiel?“

„Nun wer sollte denn sonst?“ riefen zwanzig Stimmen zur Antwort.

„Wahr! Wer sonst?“ wiederholte der riesige Schmied. „Ich darf darauf schwören, der brave Mann verwendete sein ganzes Leben darauf, es selbst zu malen. Beim Blut St. Peters! es ist ganz prächtig! Aber was stellt es vor?“

„Das ist das Räthsel,“ sagte ein nachdenkliches Fischerweib; „wenn ich darüber ins Klare käme, könnte ich selig sterben.“

„Es ist etwas von der Freiheit und den Steuern, ohne Zweifel," sagte Luigi, der Fleischer, sich über die Ketten hineinbeugend. „Ach, wenn Rienzi wollte, jeder arme Mann würde sein Stückchen Fleisch im Topf haben."

„Und so viel Brod, als er essen könnte," setzte ein blasser Bäcker hinzu.

„O still! Brod und Fleisch — das hat ein Jeder heutzutag! aber was für Wein die armen Leute trinken! Man hat nicht den Muth, sich viel mit seinem Weinberg Mühe zu geben!" sagte ein Weingärtner.

„Ho, hallo! lang lebe Pandulpho di Guido! macht Platz für Herrn Pandulpho; er ist ein gelehrter Mann; er ist ein Freund des großen Notars, er will uns das Gemälde ganz auslegen; macht Platz da, macht Platz!"

Langsam und bescheiden näherte sich Pandulpho di Guido, ein ruhiger, wohlhabender und rechtlicher Gelehrter, den nur der Drang der Zeiten aus seinem stillen Heimwesen und seinem Arbeitszimmer herausnöthigen konnte, den Ketten. Er betrachtete lang und genau das Gemälde von glänzend frischen und noch feuchten Farben, das etwas von der wiederauflebenden Kunst an sich hatte, die, wenn gleich hart und grell in ihren Zügen, damals schon sich kund gab und dann zu jener weit höhern Stufe sich aufschwang, welche wir noch an den Gemälden des Perugino bewundern, eines in der nächstfolgenden Generation blühenden Künstlers. Das Volk drängte sich mit offenem Mund um den Gelehrten, die Blicke bald auf das Gemälde, bald auf Pandulpho heftend.

„Ihr errathet nicht," sagte endlich Pandulpho, „den naheliegenden und handgreiflichen Sinn dieses Bildes? Schaut, wie Euch der Maler eine weite, stürmische See dargestellt hat, seht, wie die Wellen —"

„Sprecht lauter, lauter!" brüllte die ungeduldige Menge.

„Bscht!“ riefen die nächsten Nachbarn Pandulpho's, „der würdige Signor spricht vollkommen verständlich.“

Mittlerweile waren Einige von den Klügeren in eine Bude auf dem Marktplatz gedrungen und brachten daraus einen plumpen Tisch hervor, von welchem aus sie Pandulpho zum Volk zu reden ersuchten. Der bleiche Bürger sah sich, mit einiger Scham und Verlegenheit, denn er war kein geübter Redner, genöthigt, darein zu willigen; aber als er einen Blick auf die ungeheure, athemlose Volksmenge warf, da ermuthigte und begeisterte ihn seine eigene innige Theilnahme an ihrer Sache. Licht sprühte aus seinen Augen, seine Stimme schwoll mächtig an und sein Haupt, gewöhnlich auf die Brust herabgesunken, erhob sich mit einem gebieterischen Ausdruck.

„Ihr seht vor Euch in diesem Gemälde“ (begann er von Neuem) „eine gewaltig stürmische See; auf ihren Wogen schaut ihr fünf Schiffe; vier davon sind schon zertrümmert, ihre Maste sind zerbrochen, die Wogen stürmen auf die zerrissenen Planken ein; Hülfe und Hoffnung ist für sie verloren; auf jedem dieser Schiffe liegt der Körper eines Weibes. Seht Ihr nicht an dem eingefallenen Antlitz, den blaßgelben Gliedern, wie getreu der Maler die Farben und die Häßlichkeit des Todes wiedergegeben? Ueber jedem dieser Schiffe steht ein Wort, das die Metapher deutet. Dort seht Ihr den Namen Carthago; die andern drei sind Troja, Jerusalem, Babylon. Die vier Schiffe haben eine gemeinsame Inschrift: Zum Untergang wurden wir gebracht durch Ungerechtigkeit! Richtet jetzt Eure Blicke auf die Mitte der See — hier seht Ihr das fünfte Schiff, von den Wellen umhergeschleudert, mit zerbrochenem Mast, das Steuer zerstört, die Segel zerrissen, aber doch noch kein Wrak wie die andern, obwohl schon nahe daran. Auf dem Verdeck kniet ein Weib in Trauer gekleidet; seht den Schmerz in ihren Zügen! wie einsichtsvoll hat der Künstler die Tiefe und Trostlosigkeit desselben ausgedrückt! sie streckt betend die Arme aus — sie fleht um Euern und des Himmels Beistand.

Betrachtet jetzt die Inschrift: das ist Rom! Ja, Eure Vaterstadt ist es, die aus diesem Bilde zu Euch spricht!"

Die Masse wogte hin und her und ein tiefes Gemurmel überwältigte die gewaltige Stille, welche bisher geherrscht hatte.

„Jetzt," fuhr Pandulpho fort," wendet Euer Auge auf die rechte Seite des Gemäldes, so werdet Ihr der Ursache dieses Sturms inne — Ihr seht, warum das fünfte Schiff in solcher Gefahr schwebt und die andern zertrümmert sind. Schaut die vier verschiedenen Arten Thiere, die aus ihrem gräulichen Schlund die Winde und Stürme ausstoßen, welche die See peitschen und zerreißen. Die erste besteht aus Löwen, Wölfen und Bären. Das sind, wie Euch die Ueberschrift sagt, die gesetzlosen und trotzigen Herren des Staats. Die zweite besteht aus Hunden und Schweinen, das sind die schlimmen Rathgeber und Schmarotzer. Drittens schaut dort die Schlangen und Füchse — das sind die falschen Richter und Notare und Diejenigen, welche das Recht verkaufen. Viertens, in den Hasen, Ziegen, Affen, welche auch den Sturm erregen helfen, erblickt Ihr, laut der Inschrift, die Sinnbilder der Diebe, Mörder, Ehebrecher und Räuber unter dem Volk. Seyd Ihr noch im Dunkeln, o Römer, oder habt Ihr jetzt das Räthsel des Gemäldes gefaßt?"

Fern in ihren steinernen Palästen hörten die Savelli und Orsini den Wiederhall des Geschreis, womit das Volk Pandulpho's Frage beantwortete.

„Und seyd Ihr denn also ohne Hoffnung?" begann der Gelehrte wieder, als das Geschrei nachließ, und beim ersten Ton seiner Stimme waren wieder all' die Ausrufungen und Reden zum Schweigen gebracht, womit sich Jeder an seinen Nachbar gewendet hatte. „Seyd Ihr ohne Hoffnung? Verheißt Euch das Bild, das Eure Noth darstellt, keine Erlösung? Schaut! über dieser empörten See thut sich der Himmel auf und die Herrlichkeit Gottes steigt glänzend, wie zum Gericht, herunter; und von den Strahlen, welche den Geist Gottes umgeben, gehen zwei Flammenschwerter aus und bei diesen Schwer-

tern stehen, zürnend, aber zur Befreiung bereit, die zwei Schutzheiligen — die zwei mächtigen Horte Eurer Stadt! Volk von Rom, lebe wohl! das Gleichniß ist zu Ende!" *

Zehntes Kapitel.

Ein unholder Geist wird heraufbeschworen, der später den Zauberer zerreißen kann.

Während diese belebte Scene um das Capitol her zu schauen war, saß innen in einem der Gemächer des Palastes der Urheber und Beweger dieser Aufregung. In Gesellschaft seiner harmlosen Schreiber, schien Rienzi ganz versunken in die geduldige Ausübung seiner einzelnen kleinen Berufsgeschäfte. Während das Murren und Summen, das Schreien und Stampfen der Menge sich an sein Zimmer herwälzte, schien er dieß Alles gänzlich nicht zu beachten und keinen Augenblick von seiner Arbeit aufzustehen. Mit der ununterbrochenen Regelmäßigkeit eines Automats fuhr er fort, in sein großes Buch mit den klaren und schönen Schriftzügen jener Periode jene verdammenden Figuren einzutragen, die ihn besser als Deklamationen über die gegen das Volk verübten Ränke belehrten und ihn mit jener Waffe von Thatsachen ausrüsteten, welche zu pariren für den Mißbrauch so schwer ist.

„Pag. 2 Vol. B.," sagte er im ruhigen Geschäftston zu den Schreibern, „seht da den Gewinn des Salzzolls. Departement Nr 3. Sehr gut. Pag. 9 Vol. D. Was ist der von Vescobaldi, dem Collektor, eingebrachte Betrag? Was! zwölftausend Gulden! nicht mehr? gewissenloser Spitzbube! (Hier erscholl draußen ein lautes

* Sismondi legt Rienzi bei Vorweisung dieses Gemäldes eine schöne Rede in den Mund, worin er gegen die Laster der Patricier donnert. Der gleichzeitige Biograph Rienzi's meldet nichts von dieser Anrede, und ich stelle mir vor, Sismondi bringe, aus historischer Bequemlichkeit, zwei Fälle unter einander.

Jauchzen: Pandulpho! lang lebe Pandulpho!) Pastrucci, mein Freund, Euer Kopf verirrt sich; Ihr hört auf den Lärmen da draußen — seyd so gut, beschäftigt Euch mit der Berechnung, die ich Euch auftrug. Santi, was ist die von Antonio Tralli eingezahlte Summe?"

Ein leichtes Pochen ward an der Thüre gehört und Pandulpho trat ein.

Die Schreiber setzten ihre Arbeit fort, obwohl sie begierige Blicke auf den blassen, ehrenwerthen Besuch warfen, dessen Namen, zu ihrer großen Ueberraschung, auf diese Art zum Volksgeschrei geworden war.

„Ah, mein Freund!" sagte Rienzi mit ziemlicher Ruhe in der Stimme, aber seine Hände zitterten vor übelverhehlter Bewegung, „Ihr wollt allein mit mir sprechen: he? gut, gut — hier hinein!" Mit diesen Worten führte er den Bürger in ein kleines Cabinet hinter dem Amtszimmer, schloß sorgfältig die Thüre, faßte, sich der natürlichen Ungeduld seines Charakters hingebend, Pandulpho bei der Hand und rief: „Sprecht! nehmen sie die Auslegung an? habt Ihr es einleuchtend und handgreiflich genug gemacht? hat es sich tief in ihre Seelen gesenkt?"

„Oh, bei St. Peter, ja!" versetzte der Bürger, dessen Lebensgeister erhöht waren durch die neue Entdeckung, daß er auch ein Redner sey — eine große und überwältigende Wonne für einen schüchternen Mann. „Sie verschlangen jedes Wort der Auslegung; sie sind erschüttert bis aufs Mark; Ihr könnt sie in dieser Stunde ins Treffen führen und werdet Helden an ihnen finden. Was den stämmigen Schmied betrifft — —"

„Was Cecco del Vecchio?" unterbrach ihn Rienzi, „ah, dessen Herz ist aus Erz gearbeitet — was that er?"

„Nun, er faßte mich beim Zipfel meines Rocks, als ich von meinen Rostra herunterstieg (o, ich wollte, Ihr hättet mich gesehen! per fede, ich hätte Euch beim Mantel gefaßt, ich war Euer Doppelgänger!) und sagte, weinend wie ein Kind: Ach Signor, ich bin nur ein armer Mann und wenig werth; aber wenn jeder Tropfen Blut in

diesem Leibe ein Leben wäre, ich wollte Alles für mein Vaterland geben!"

„Brave Seele!" sagte Rienzi mit Rührung; „ich wollte, Rom hätte nur fünfzig Solche! Niemand hat uns unter seiner Klasse mehr genützt, als Cecco del Vecchio!"

„Sie sehen seine Größe schon als eine Art von Schutz und Garantie an."

„Es ist schon etwas, solch einen handfesten Burschen zu hören. Erhoben sich auch Stimmen der Mißbilligung gegen das Gemälde und seinen Sinn?"

„Keine."

„So ist also die Zeit beinahe reif; wenige Stunden noch und die Frucht muß gepflückt werden. Der Aventin — der Lateran — und dann die einige Trompete!" Nach diesen Worten schien Rienzi mit verschränkten Armen und niedergeschlagenen Blicken in Träumerei zu versinken.

„Beiläufig," sagte Pandulpho, „ich hätte beinahe vergessen, Dir zu sagen, daß die Masse sich fast hieher ergossen hätte, so ungeduldig waren sie, Dich zu sehen; aber ich bat Cecco del Vecchio, die Rednerbühne zu besteigen und ihnen in seiner derben Weise zu sagen, es wäre unziemlich im jetzigen Augenblick, wo Du mit bürgerlichen und heiligen Angelegenheiten auf dem Capitol beschäftigt seyest, in so großer Masse sich zu Dir zu drängen. That ich nicht recht?"

„Sehr gut, mein Pandulpho!"

„Aber Cecco del Vecchio sagt, er müsse kommen und Deine Hand küssen und Du magst ihn hier erwarten, sobald er sich nur unbemerkt der Menge entziehen kann."

„Er ist mir willkommen," sagte Rienzi halb mechanisch, denn er war noch in Gedanken verloren.

„Und siehe da, hier ist er!" als Einer der Schreiber den Besuch des Schmieds meldete.

„Laßt ihn herein,“ sagte Rienzi, sich gelassen niedersetzend.

Als der riesige Schmied sich gegenüber von Rienzi befand, ergötzte sich Pandulpho an der Beobachtung der wunderbaren Gewalt des Geistes über die Materie. Dieser trotzige und stämmige Riese, der bei allen Volksbewegungen über seine ganze Genossenschaft emporragte, mit seinem steinernen Benehmen und seinen stählernen Nerven der Sammelpunkt und das Bollwerk für alle Andere — stand jetzt erblassend und zitternd vor dem Geist, der gleichsam seinen eigenen erst erzeugt hatte — denn so sehr hatte die Beredtsamkeit Rienzi's den Funken erweckt und angeflammt, der bis dahin schlafend in der rauhen Brust gelegen hatte. Und wahrlich Derjenige, der zuerst im Leibeigenen das Gefühl und die Seele der Freiheit erweckt: der nähert sich, so weit als es dem Menschen immer gestattet ist, mehr als der Philosoph, mehr selbst als der Dichter dem großen Attribute der Gottheit — der Schöpferkraft! Aber wenn die Brust dafür nicht gebildet und erzogen ist, kann leicht die Gabe dem Geber zum Fluch werden, und Der, der mit Einemmal aus einem Sklaven ein Freier wird, kann eben so rasch aus einem freien Mann ein Schurke werden.

„Tritt näher, mein Freund,“ sagte Rienzi nach einer augenblicklichen Pause; „ich weiß Alles, was Du gethan hast und thun willst für Rom. Du bist würdig seiner schönsten Tage und Du bist geboren, an der Wiederkehr derselben Theil zu haben.“

Der Schmied sank Rienzi zu Füßen, der seine Hand ausstreckte, ihn aufzuheben; Cecco del Vecchio faßte sie und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Dieser Kuß wird nicht zum Verräther!“ sagte Rienzi lächelnd, „aber steh' auf, mein Freund — diese Huldigung gebührt nur Gott und seinen Heiligen!“

„Ein Heiliger ist, wer uns in der Noth hilft,“ sagte der Schmied derb heraus, „und Das hat kein Mann so gethan wie Du. Aber wann,“ fuhr er fort mit gesenkter Stimme und die Blicke scharf auf Rienzi heftend, wie etwa Einer, der auf ein Zeichen zum Zuhauen wartet, „wann, wann werden wir den großen Sturm wagen?“

„Du haſt mit allen braven Männern in der Nachbarſchaft Dich beſprochen — ſind ſie wohl vorbereitet?"

„Zu leben oder zu ſterben, wie Rienzi ihnen gebeut."

„Ich muß die Liſte, die Zahl, Namen, Haus und Beruf haben — dieſe Nacht."

„Das ſollſt Du."

„Jeder muß ſeinen Namen oder ſein Zeichen mit eigener Hand beiſetzen."

„Es ſoll geſchehen."

„Dann höre! Komm zu Pandulpho di Guido dieſen Abend, mit Sonnenuntergang in ſein Haus. Er wird Dich unterrichten, wo Du dieſe Nacht einige tapfere Herzen treffen ſollſt; Du biſt werth, Dich ihnen anzuſchließen. Du wirſt nicht fehlen!"

„Bei der heiligen Treppe! ich will bis dahin jede Minute zählen," ſagte der Schmied und ſein ſchwärzliches Geſicht leuchtete von Stolz über das ihm bewieſene Vertrauen.

„Inzwiſchen beobachte alle Deine Nachbarn! laſſ' keinen Mann ermatten und ſchwachherzig werden — keiner von Deinen Freunden darf ſich als Verräther brandmarken!"

„Ich will ihm die Gurgel abſchneiden, wär' es meiner eigenen Mutter Sohn, wenn ich Einen Mann von den Verpflichteten zurückweichen ſehe," verſetzte der wilde Schmied.

„Ha, ha!" erwiederte Rienzi mit dem ihm eigenen ſonderbaren Lachen; „ein Wunder, ein Wunder! das Gemälde redet jetzt!"

Es war ſchon beinahe Dämmerung, als Rienzi das Capitol verließ. Der große Platz vor ſeinen Mauern war leer und verlaſſen, und ſeinen Mantel dichter um ſich wickelnd, wandelte er nachſinnend weiter.

„Ich habe beinahe die Höhe erklommen," dachte er, „und jetzt gähnt vor mir der Abgrund. Wenn es mir fehlſchlägt — welcher Sturz! die letzte Hoffnung meines Landes fällt mit mir. Nie wird

ein Edler gegen einen Edeln sich erheben. Nie wird ein zweiter Plebejer wieder die Gunst der Umstände und die Macht für sich haben wie ich. Roms Schicksal ist an mich — an das Leben Eines Mannes gekettet. Die Freiheit aller Zeiten hängt an einem Rohr, das ein Wind entwurzeln kann. Aber, o Vorsehung des Himmels, hast nicht Du mich für große Thaten aufbehalten und bezeichnet? Wie bin ich, Schritt für Schritt, bei diesem erhabenen Unternehmen geführt worden! Wie hat jede Stunde ihrer nächsten Schwester vorgearbeitet! Und doch, welche Gefahr! Wenn das unbeständige Volk, feig geworden durch lange Knechtschaft, in der Stunde der Entscheidung nur wankt, so bin ich verloren!“

Wie er so sprach, hob er die Augen auf und siehe, vor ihm schien der erste Stern der Dämmerung ruhig herab auf die massenhaften Ueberreste des tarpejischen Felsen. Es war keine günstige Vorbedeutung, und Rienzi's Herz schlug heftiger, als die dunkle, wüste Masse so plötzlich, düster seinem Blick sich darbot.

„Furchtbares Denkmal!“ dachte er, „von welchen Catastrophen und zu unbekannt gebliebenen Entwürfen bist Du Zeuge gewesen! Auf wie manche Unternehmungen, über welche die Geschichte stumm ist, hast Du das Siegel gedrückt! Wie wissen wir, ob sie verbrecherisch oder gerecht waren? Wie wissen wir, ob nicht der als Verräther Verdammte, wenn er glücklich gewesen wäre, als ein Befreier mit unsterblichem Ruhm wäre gekrönt worden? Wenn ich falle — Wer wird meine Chronik schreiben? Einer vom Volk? Ach, blind und unwissend, bringt es keine Seelen hervor, welche sich der Nachwelt vernehmlich machen können! Einer von den Patriciern? Mit welchen Farben werde ich dann abgeschildert werden? Kein Grabstein wird sich für mich unter Trümmern erheben, keine Hand Blumen auf mein Grab streuen — alle meine Träume von früherer Ehre und Ruhm werden nur die Verdammung ewiger Vorwürfe ernten.“

Unter solchen Gedanken über den Ausschlag des gewaltigen Unternehmens, dem er sich geweiht, verfolgte Rienzi seinen Weg. Er

gewann die Tiber und hielt einige Augenblicke inne bei diesem sagenvollen Strom, auf welchen der purpurne, sternbesäete Himmel tief herabschien. Er ging über die Brücke, welche zu dem Quartier von Trastevere führt, dessen hochmüthige Bewohner sich noch heute rühmen, die einzigen ächten Abkömmlinge der alten Römer zu seyn. Hier ward sein Schritt rascher und leichter; hellere, wenn auch weniger feierliche Gedanken drängten sich seinem Gemüth auf, und der für einen Augenblick in Schlummer gelullte Ehrgeiz überließ seinen angespannten und arbeitsmüden Geist der Herrschaft einer sanfteren Leidenschaft.

Eilftes Kapitel.

Nina di Raselli.

„Ich sage Dir, Lucia, ich mag diese Stoffe nicht; sie stehen mir nicht. Sahst Du je eine so armselige Farbe? dieses Purpurroth, um Gotteswillen! dieses Carmoisin! Warum gabst Du zu, daß der Mann sie da ließ? Laß sie ihn morgen hintragen, wo er will. Sie mögen den Signora's auf der andern Seite der Tiber anstehen, die sich einbilden, Alles, was aus Venedig kommt, müsse vollkommen seyn; aber ich, Lucia, ich sehe mit meinen eigenen Augen und urtheile nach meinem eigenen Verstand."

„Ach, liebe Herrin," sagte die Dienerin, „wenn Ihr wäret, was Ihr ohne Zweifel einmal, früher oder später, werdet — ein vornehme Signora: mit welchem Anstand würdet Ihr Euch auf einem solchen Ehrenplatz benehmen! Heilige Cäcilia! keine andere Dame in Rom würde man ansehen, so lang Signora Nina da wäre!"

„Wollten wir sie nicht lehren, was Pracht heißt?" antwortete Nina. „Ach, was für Feste wollten wir halten! Sahst Du nicht von der Gallerie aus die Lustbarkeiten bei der Signora Giulia Savelli letzte Woche?"

„Ja, Signora; und wie Ihr den Saal entlang wandeltet in Eurem Silber- und Perlenstoff, da flog ein solches Gemurmel durch die ganze Gallerie; Jedermann rief, die Savelli haben einen Engel zu Gast gehabt.“

„Bscht! Lucia; keine Schmeicheleien, Mädchen!“

„Es ist die lautere Wahrheit, Herrin. Aber das war ein Fest — oder nicht? Das war großartig! Fünfzig Diener in Scharlach und Gold und die Musik und unaufhörlich fortspielend! Man hatte die Spielleute aus Bergamo holen lassen. Gefiel Euch dies Fest nicht? Ach, ich stehe dafür, an jenem Tage wurden gewiß viele schöne Worte an Euch gerichtet!“

„La, la! nein, es fehlte da eine Stimme und dadurch war die ganze Musik verderbt. Aber Mädchen, wär' ich die Signora Giulia, ich hätte mich nicht mit einer so armseligen Lustbarkeit begnügt.“

„Was, armselig? — nun alle Edelleute sagen doch, sie habe die stolzesten Hochzeitfeste der Colonna ausgestochen. Ja, ein Neapolitaner, der neben mir saß und unter der jungen Königin Johanna bei ihrer Vermählung aufgewartet hatte, gesteht, daß selbst Neapel verdunkelt ward.“

„Das mag seyn! Ich weiß nichts von Neapel; aber ich weiß, was *mein* Hof seyn sollte, wenn ich wäre — was ich nicht bin und nie seyn werde. Das Tafelgeschirr müßte von Gold seyn, die Pokale mit Edelsteinen besetzt am Rand; keinen Zoll von dem nackten Estrich hätte man sehen dürfen; Alles hätte müssen von Goldbrokat schimmern. Der Springquell im Hof hätte mir müssen die Wohlgerüche des Ostens ausstreuen; zu Pagen hätte ich nicht rohe Buben genommen, die über ihre eigene Tölpelei errötheten, sondern hübsche Knaben, kaum zwölf Jahr alt, ausgewählt in den vornehmsten Palästen Roms, und die Musik, oh Lucia! — jeder Musiker hätte müssen einen Kranz tragen und ihn verdienen; und Der, der am besten gespielt, hätte zur Belohnung, um alle Uebrigen anzufeuern, eine Rose bekommen, aus meiner Hand. Sahst Du wohl auch der Signora Giulia Kleid?

Welche Farben! sie hätten die Sonne am Abend beschämen können! Gelb und blau und orange und scharlach! o gute Heilige! meine Augen thaten mir den ganzen folgenden Tag weh!"

„Ohne Zweifel, der Signora Giulia geht Euer Geschmack in der Wahl der Farben ab," sagte das gefällige Kammermädchen.

„Und dann auch welche Haltung — gar nichts Königliches darin. Sie bewegte sich durch den Saal, so daß ihre Schleppe jeden Augenblick ihr zu nahe und zwischen die Füße kam; und dann sagte sie mit albernem Lachen: diese Festtagskleider sind doch ein lästiger Ueberfluß! Wahrlich, für die Großen sollte es gar keine Festtagskleider geben! Für mich, nicht für Andere würde ich mich kleiden! Jeder Tag sollte sein neues Gewand haben, immer ein prächtigeres als das vorige. Jeder Tag müßte ein Festtag seyn!"

„Mich dünkt," sagte Lucia, „der Herr Giovanni Orsini schien sehr verbindlich gegen meine Gebieterin."

„Der! der Bär!"

„Ein Bär, das mag er seyn! Aber er hat ein kostbares Fell. Sein Reichthum ist unermeßlich."

„Und der Narr weiß nicht, wie ihn verwenden!"

„War das nicht der junge Herr Adrian, der mit Euch, hart an den Säulen, wo die Musik spielte, gesprochen hat?"

„Es kann seyn — ich vergaß es."

„Aber ich höre, wenige Damen sollen es vergessen, wenn Signor Adrian ihnen den Hof macht."

„Es war nur ein Mann da, dessen Gesellschaft mir der Erinnerung werth schien," antwortete Nina, den Wink der verschmitzten Dienerin nicht beachtend.

„Und wer war das?" fragte Lucia.

„Der alte Gelehrte von Avignon."

„Wie! der mit dem grauen Bart? Oh Signora!"

„Ja," sagte Nina in ernstem und trübem Tone; „wenn Er

sprach, so verschwand die ganze Pracht aus meinen Augen — denn er sprach mir von i h m!"

Bei diesen Worten seufzte die Signora tief und die Thränen traten ihr in's Auge. Das Dienstmädchen verzog verächtlich den Mund und ihre Miene sprach Erstaunen aus; aber sie wagte keine Erwiederung.

„Oeffne den Laden," sagte Nina nach einer Pause, „und gib mir jenes Papier. Nicht das, Mädchen — die Verse, die man mir gestern sandte. Was! Du bist eine Italienerin und weißt nicht von selbst, daß ich von dem Gedicht Petrarka's rede?"

An dem geöffneten Fensterflügel sitzend, durch welchen der Mondschein sanft und glänzend sich hereinstahl, neben sich eine Lampe, vor welcher sie ihre Augen durch die vorgehaltene Hand zu schützen schien, obgleich sie eigentlich ihr Angesicht vor Lucia zu verbergen beabsichtigte, schien die junge Signora ganz versunken in eines jener zärtlichen Sonnette, welche damals in Italien die Köpfe berauschten und die Herzen entzündeten. *

Entsprossen aus einem armen Hause, das, obgleich sich seiner Abstammung von einem consularischen römischen Geschlecht rühmend, dermalen kaum noch seinen Platz unter der niedrigeren Klasse des Adels behauptete, war Nina di Raselli das verzogene Kind — der Abgott und Tyrann ihrer Eltern. Das kräftige und eigenwillige Wesen ihres Geistes machte sie zur Gebieterin, wo sie wollte, daß man ihr gehorchte, und wie zu allen Zeiten die Launen die Gewohnheiten zu bemeistern vermögen, hatte sie, obgleich in einem Land und unter einem Himmelsstrich, wo sonst die jungen, unvermählten Leute ihres Geschlechts gebunden und gefesselt sind, das Vorrecht der Unabhängig-

* Obgleich die Liebessonnette Petrarka's damals nicht, wie jetzt, die beliebtesten oder bekanntesten seiner Werke waren, ist es doch ein großer, aber allgemein verbreiteter Irrthum gewesen, wenn man glaubte, sie seyen wenig gelesen und nur kalt bewundert worden. Ihre Wirkung war in der That wundervoll und dauernd.

keit sich angemaßt und durch diese Anmaßung errungen. Zwar besaß sie mehr Kenntnisse und Geist, als gewöhnlich den Frauen jener Zeit beschieden war, und von Beidem hinreichend viel, um ihren Eltern als ein Wunder zu erscheinen. Auch besaß sie, was von ihnen noch höher angeschlagen wurde, eine außerordentliche Schönheit, und was sie noch mehr fürchteten, einen unbezähmbaren Stolz — einen Stolz, der mit tausend sanften und liebenswürdigen Eigenschaften gepaart war, wo sie liebte, und der in der That in diesem Falle ganz zu verschwinden schien. Eitel zugleich und hochherzig, entschlossen, aber leidenschaftlich — entwickelte sie eine schimmernde Großartigkeit in ihrer Eitelkeit und Glanzsucht und etwas Schwärmerischliebliches in ihrem Eigensinn; ihre Fehler bildeten einen Theil ihres strahlenden Wesens; ohne sie würde sie weniger Weib gewesen seyn und lernte man sie kennen, so mußte man alle Weiber nach ihrem Maßstab schätzen. Sanftere Eigenschaften erschienen neben ihr nicht bezaubernder, sondern fader — und war sie sanft, so war es in Wahrheit der Bann einer Zauberin. Sie besaß keinen gemeinen Ehrgeiz, denn sie hatte hartnäckig mehrere Verbindungen ausgeschlagen, auf welche die Tochter Raselli's sich kaum je Rechnung machen durfte. Die ungeschlachten Gemüther und die rohe Gewalt der römischen Edelleute erschienen ihrer Einbildungskraft, welche voll war von der Poesie des hohen Standes (seiner Pracht und seiner Anmuth) als etwas Barbarisches und Widerliches, fürchterlich und verächtlich zugleich. Deßwegen hatte sie ihr zwanzigstes Jahr unvermählt, obwohl vielleicht nicht ohne Liebe, zurückgelegt. Die Fehler ihres Charakters selbst steigerten noch das Ideal von Liebe, das sie sich entworfen hatte. Sie wünschte sich ein Wesen, an das sich alle ihre eitleren Eigenschaften unterwürfig anschließen könnten; sie empfand, daß, wo sie lieben sollte, sie anbeten mußte; sie verlangte kein gewöhnliches Idol, um vor ihm einen so kräftigen und herrschsüchtigen Geist zu beugen. Ungleich den Frauen von milderem Wesen, welche nur eine kurze Zeit die Launen süßer Herrschaft zu befriedigen wünschen, mußte sie, wenn sie liebte, aufhören

zu herrschen und der Stolz mußte sich mit einemmale zu demüthiger Verehrung herablassen. So selten die Eigenschaften waren, welche sie anzuziehen vermochten, — so gebieterisch verlangte ihr Hochmuth, daß diese Eigenschaften über den ihrigen stehen, aber von derselben Art seyen, daß ihre Liebe ihren Gegenstand wie eine Gottheit erhöhen sollte. Gewohnt, zu verachten, ahnte sie ganz die Wonne, die darin liegt: zu verehren! Und wenn es ihr Loos war, mit einem so geliebten Mann verbunden zu werden, so war ihre Natur von der Art, daß sie sich durch die Anschauung desselben zu ihm emporschwingen konnte. Was ihre Schönheit betrifft, Leser! solltest Du nach Rom kommen, so wirst Du auf dem Capitol das Bild der Cumäischen Sibylle sehen, von dem, so oft kopirt, doch keine Kopie auch nur eine schwache Vorstellung gibt; warum es so heißt, weiß ich nicht — nur daß etwas Fremdes und Ueberirrdisches in der dunkeln Schönheit der Augen liegt. Ich bitte Dich, diese Sibylle mit keiner andern zu verwechseln, denn die römischen Gallerieen sind reich an solchen. Die Sibylle, von der ich spreche, ist schwärzlich und das Antlitz von orientalischem Schnitt; Kleid und Turban, so schimmernd sie sind, werden verdunkelt durch die weichen, aber durchsichtigen Rosen der Wangen; das Haar wäre schwarz, bekäme es nicht durch einen goldenen Anflug eine weicher glänzende Farbe, die man nirgends als im Süden und auch da nur selten findet; die Züge, nicht griechisch, sind dennoch tadellos; Mund, Stirne, der volle und feine Umriß — alles ist menschlich und entzückend; der Ausdruck, der Blick ist mehr; die Form ist vielleicht zu voll für das Ideal der Anmuth, für die Verhältnisse der Skulpturen, für die Zartheit des athenischen Canons; aber der Fehler des Ueberflusses hat etwas Majestätisches. Man betrachte dieß Gemälde lang; es bezaubert, aber beherrscht das Auge. Wenn Du hinschaust, so eilst Du um fünf Jahrhunderte rückwärts, Du siehst vor Dir das zum Sprechen ähnliche Bild Nina's di Raselli.

Aber es waren nicht jene scharfsinnigen und künstlichen Einfälle, bei welchen Petrarka, so ein großer Dichter er wirklich war, doch oft

Pedanterie mit Leidenschaft verwechselt hat, was in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der schönen Nina auf sich zog. Ihre Augen hefteten sich nicht auf das Blatt, sondern auf den Garten, der sich unter dem Fenster hinzog. Ueber die alten Obstbäume und die hängenden Reben ergoß sich das Mondlicht, und im Mittelpunkt des grünen aber halb verabsäumten Rasens, warf eine kleine, ringförmige Fontäne, deren vollkommene Verhältnisse an längst vergangene Tage erinnerten, ihre spielenden Wasser den Küssen der Sterne entgegen. Die Scene war still und schön; aber weder an diese Stille, noch an diese Schönheit dachte Nina; Einer Stelle, der düstersten und unfreundlichsten im ganzen Garten flog ihr Blick zu; da standen die Bäume dicht auf einander gedrängt und entzogen die niedere, aber dicke Mauer, welche das Haus der Raselli einschloß, dem Auge. Die Zweige dieser Bäume knisterten leise, aber Nina sah, wie sie sich bewegten; und jetzt tauchte aus dem Dickicht langsam und vorsichtig eine einzelne Gestalt empor, deren Schatten lang und schwarz sich über den Rasen hinstreckte. Sie näherte sich dem Fenster und eine leise Stimme hauchte den Namen Nina's.

„Schnell, Lucia," rief sie athemlos ihrem Mädchen zu, „schnell! die Strickleiter! er ist da! er ist gekommen! Wie langsam Du bist! eile Dich, Mädchen! er könnte entdeckt werden! da — jetzt ist sie fest. Meine Liebe! mein Held! mein Rienzi!"

„Du bist es!" sagte Rienzi, als er, sich in das Zimmer schwingend, seine Arme um ihre halb abgewendete Gestalt schlang, „und was Andern Nacht, ist mir Tag!"

Die ersten süßen Augenblicke der Bewillkommnung, die Glückwünsche waren vorüber und Rienzi saß zu den Füßen seiner Gebieterin; sein Haupt ruhte auf ihren Knieen — sein Antlitz sah zu ihrem empor — ihre Hände hielten einander gefaßt.

„Und für mich trotzest Du solchen Gefahren!" sagte der Liebhaber, „der Schande der Entdeckung, dem Zorn Deiner Eltern!"

„Ach, was sind meine Gefahren gegen die Deinigen? O Himmel, wenn Dich mein Vater hier fände, Du wärest des Todes!"

„Also würde er es für eine große Demüthigung halten, daß Du, schöne Nina, die Du Dich mit den mächtigsten Namen Roms vermählen könntest, Deine Liebe an einen Plebejer verschwendest — wäre er auch der Enkel eines Kaisers!"

Das stolze Herz Nina's verstand es recht gut, sich in den verwundeten Stolz ihres Geliebten hineinzuversetzen; sie entdeckte die Bitterkeit, die unter seiner Antwort, so nachläßig sie hingeworfen war, durchblickte.

„Hast Du mir nicht," sprach sie, „von jenem großen Marius erzählt, der kein Edler war, aber von dem der stolzeste Colonna mit tausend Freuden seinen Stammbaum ableiten würde? und kenne ich Dich nicht als einen Mann, der den mächtigen Marius verdunkeln wird, unbefleckt von dessen Lastern!"

„Köstliche Schmeichelei! Holde Prophetin!" sagte Rienzi mit schwermüthigem Lächeln; „nie waren mir die tröstlichen Verheißungen über die Zukunft willkommener als jetzt; denn Dir will ich gestehen, was ich gegen Niemand sonst aussprechen möchte: meine Seele erliegt fast unter der gewaltigen Bürde, die ich ihr aufgeladen. Ich brauche neuen Muth, da die furchtbare Stunde naht und aus Deinen Worten und Blicken trinke ich ihn."

„Oh!" antwortete Nina, bei seinen Worten erröthend, „glorreich fürwahr ist das Loos, das ich durch meine Liebe zu Dir erkaufte; glorreich ist es, Deine Entwürfe zu theilen, Dich im Zweifel zu ermuthigen, Dir Hoffnung in der Gefahr zuzuflüstern."

„Und mich mit Gnade zu krönen im Triumph!" setzte Rienzi leidenschaftlich hinzu. Ach, sollte je die Zukunft auf diese Stirne den Lorbeerkranz drücken, der dem Retter des Vaterlands gebührt — welche Freude, welche Belohnung, ihn Dir zu Füßen zu legen! Vielleicht hätte ich in den langen und einsamen Stunden der erkältenden Erschöpfung, welche die Pausen der Zeit ausfüllen — in den trüben

Zwischenräumen für nüchterne Gedanken zwischen den Epochen der lebendigen That — vielleicht hätte ich mich verzagend zurückgezogen und für immer auf meine Träume von Roms Zukunft verzichtet: hätte ich mir nicht immer die Stunde vorgemalt, wo ich mein Schicksal über meine Geburt erheben — wo Dein Vater es nicht mehr als eine Entehrung ansehen würde, mir Deine Hand zu geben, wo Du, auch Du stehen solltest unter den Damen Roms, geehrter, so wie schöner, als alle, — wo die Pracht, welche meine eigene Seele verschmäht,* mir lieb und reizend erscheinen würde, weil ich sie mit Dir vermählt sähe. Ja, diese Gedanken haben mich begeistert, wenn Trotzigere als ich erbleichend zurückbebten vor den Geistern, welche ihre Bahn umgaben. Und oh! meine Nina, geheiligt, stark, dauernd muß fürwahr die Liebe seyn, welche in einer so reinen und erhabnen Luft lebt, wie diejenige, welche meine Träume von Vaterlandsliebe, Freiheit und Ruhm nährt."

Das war die Sprache, die mehr noch als die Gelübde der Treue und die holde Schmeichelei, die aus der Ueberfülle des Herzens entspringt, die stolze und eitle Seele Nina's unter die Ketten gebeugt hatte, welche sie so gerne trug. Vielleicht freilich malte ihr, in Rienzi's Abwesenheit, ihre schwächere Natur den Triumph aus, die hochgebornen Signora's zu demüthigen und die barbarische Pracht der römischen Barone zu verdunkeln; aber in seiner Nähe, wenn sie seinem hochsinnigen und edeln Ehrgeiz zuhorchte, der noch ganz unbefleckt war von allen selbstsüchtigen Empfindungen — die Hoffnung ihres Besitzes, eine sehr leicht zu entschuldigende Selbstsucht, ausgenommen — da verflocht sich ihr hohes Mitgefühl mit seinen Planen, da sehnte sich ihr Geist, zur Höhe des seinigen sich emporzuheben und sie dachte weniger an ihre Erhöhung, als an seinen Ruhm. Süß war es ih-

* Quem semper abhorrui sicut cenum ist der von Rienzi gebrauchte Ausdruck in einem Brief an seinen Freund in Avignon; und ohne Zweifel war es ihm damit Ernst. Die Männer handeln selten nach den Eingebungen ihres eignen Geschmacks.

rem Stolz, die einzige Vertraute seiner geheimsten Gedanken, so wie seiner kühnsten Anschläge zu seyn — vor sich diesen Entwürfe brütenden und tiefen Geist enthüllt zu sehen — eingeweiht zu werden selbst in die Kenntnisse seiner Zweifel und Schwächen, wie seines Heldenmuths und seiner Macht.

Nichts konnte einen schärfern Contrast bilden, als die Liebe von Rienzi und Nina, und die Adrians und Irenens; bei den Letztgenannten nichts als die Träume, die Phantasieen, die Ueberschwänglichkeit der Jugend; nie sprachen sie von der Zukunft; sie vermengten keine andere Bestrebungen mit den Gedanken der Liebe. Ehrgeiz, Ruhm — die großen Triebräder der Welt — galten ihnen nichts, wenn sie beisammen waren; ihre Liebe hatte die Welt verschlungen und außer sich nichts Sichtbares mehr unter der Sonne übrig gelassen. Aber die Leidenschaft Nina's und ihres Geliebten war die von schwerer zu befriedigenden Naturen und von reiferen Jahren; sie bestand aus tausend, ursprünglich getrennten Empfindungen, die aber durch den mächtigen Bann der Liebe in Einen Brennpunkt zusammengedrängt wurden; ihr Gespräch galt der Welt; von der Welt bezogen sie die Nahrung, die sie unterhielt; von der Zukunft besprachen sie sich, an sie dachten sie und aus den Träumen und der eingebildeten Herrlichkeit derselben machten sie sich Haus und Altar! ihre Liebe hatte mehr Verständiges an sich, als die Adrians und Irenens; sie paßte besser für diese harte Erde; auch hatte sie mehr von der Hefe der späteren, eisernen Tage und weniger von der Poesie des ersten goldnen Zeitalters.

„Und jetzt mußt Du von mir scheiden?“ sagte Nina, ihre Wange nicht mehr seinen Lippen, ihre Gestalt nicht mehr seiner Abschiedsumarmung entziehend. „Der Mond ist noch hoch; Du hast mir erst eine kleine Stunde geschenkt.“

„Eine Stunde! Ach!“ sagte Rienzi, „es ist nahe bei Mitternacht. Unsre Freunde erwarten mich.“

„Geh denn, meiner Seele beste Hälfte! geh! Nina soll Dich

keinen Augenblick zurückhalten von jenen höheren Bestrebungen, welche Dich für Nina so theuer machen. Wann — wann werden wir uns wieder sehen?"

„Nicht mehr," sagte Rienzi stolz und seine ganze Seele auf der Stirne, „nicht mehr so verstohlen! nein! nicht mehr so wie ich Dich heute begrüßte, ein dunkler, verachteter Knecht! Das nächstemal, daß Du mich siehst, soll es seyn an der Spitze der Söhne Roms! als ihr Hort, ihr Befreier! oder" — und hier ließ er die Stimme sinken.

„Hier gibt es kein Oder!" unterbrach ihn Nina, ihren Arm um ihn schlingend, selbst seinen Enthusiasmus theilend, „Du hast Dein eigenes Geschick ausgesprochen!"

„Noch einen Kuß! Leb' wohl! Der zehnte Tag von morgen an geht über das befreite Rom auf!"

Zwölftes Kapitel.

Die sonderbaren Abenteuer, welche Waltern von Montreal begegneten.

Es war an demselben Abend, als die früheren Sterne schon über der Stadt glänzten, daß Walter von Montreal, allein zurückkehrend, in das damals mit der Kirche von Santa Maria del Priorata verbundene Kloster (beide gehörten damals den Hospitalitern und im letztern hatte Montreal seine Wohnung genommen) unter den Ruinen und der Verwüstung, die seinen Pfad umgaben, stehen blieb. Obgleich wenig bewandert in den klassischen Erinnerungen, die durch diesen Ort erweckt wurden, konnte er sich doch nicht des Eindrucks erwehren, welchen die ihn umgebenden Zeugen entschwundener Größe erweckten — das ungeheure Skelett gleichsam der todten Riesin.

„Jetzt," dachte er, indem er rings umher die unbedachten Säulen und zerrissnen Mauern betrachtete, die sich überall zeigten, über welche das Sternlicht sich ergoß, geisterhaft und durchsichtig, und im

Hintergrund die drohenden Befestigungswerke der Frangipani mit ihren Zinnen, halb versteckt von dem dunkeln Laubwerk, welches aufwucherte unter den Tempeln und Palästen des Alterthums — die Natur, triumphirend über die schwächere Kunst! „Jetzt," dachte er, „würden Büchermänner bei dieser Umgebung sich begeistert fühlen von phantastischen und traumhaften Gesichten der Vergangenheit. Aber mir erwecken diese Denkmale hochfliegenden Ehrgeizes und königlichen Glanzes nur Bilder der Zukunft. Noch kann Rom, mit ihrem Siebenhügeldiadem, wie das alte Rom, einst der Preis werden für den stärksten Arm und den kühnsten Krieger, wiederbelebt, nicht durch ihre eigenen entarteten Kinder, sondern durch das eingegossene Blut eines neuen Geschlechtes. Wilhelm der Bastard konnte kaum an den harten Engländern eine so leichte Eroberung finden, als Walter der Wohlgeborne an diesen gesunkenen Römern finden wird. Und welche Eroberung ist die glorreichere — die der barbarischen Insel, oder die der Hauptstadt der Welt! Kleiner Schritt vom General zum Podesta — ein noch kleinerer vom Podesta zum König!"

Während er so über seinem kühnen, aber doch nicht ganz chimärischen Ehrgeiz brütete, ließ sich ein rascher, leichter Schritt in dem langen Grase vernehmen, und auffallend entdeckte Montreal die Gestalt einer großen weiblichen Person, die von dem Theil des Hügels, welchen damals viele Klöster bedeckten, gegen den Fuß des Aventin herabkam. Sie stützte sich beim Gehen auf einen langen Stock, und bewegte sich mit solcher Elasticität und Geradheit, daß man, als ihr Angesicht beim Sternenschein sichtbar wurde, mit Ueberraschung das Gesicht einer schon bejahrten Frau entdeckte — eine finstre, stolze Miene, verwittert und von tiefen Furchen durchschnitten, doch nicht ohne eine gewisse Regelmäßigkeit der Umrisse.

„Barmherzige Jungfrau!" rief Montreal zurückfahrend, als dieses Angesicht ihn anschaute, „ist es möglich? Sie ist es — es ist —"

Er sprang vor und stellte sich gerade vor die alte Frau hin,

welche eben so überrascht, obwohl mehr erschrocken schien über den Anblick Montreals.

„Ich habe Dich Jahre lang gesucht," sagte der Ritter, zuerst das Stillschweigen brechend, „Jahre, lange Jahre — Dein Gewissen kann Dir sagen: warum?"

„Das meinige, Mann des Bluts!" schrie das Weib, zitternd vor Wuth oder Furcht, „wagst Du von Gewissen zu sprechen? Du, der Ehrenschänder, der Räuber, der Mörder von Handwerk! Du Schandfleck der Ritterschaft und Deiner Geburt! Du mit dem Kreuz der Keuschheit und des Friedens auf der Brust! Du sprichst von Gewissen, Heuchler! Du?"

„Frau, Frau!" sagte Montreal, bittend und beinahe erliegend unter der heftigen Leidenschaft des schwachen Weibes, „ich habe gesündigt gegen Dich und die Deinen. Aber erinnere Dich an Alles, was mich entschuldigt! frühe Liebe — verhängnißvolle Hindernisse, ein zu rasches Gelübde, unwiderstehliche Versuchung! Vielleicht," fuhr er in stolzerem Ton fort, „vielleicht steht es noch in meiner Gewalt, meinen Irrthum zu sühnen, und mit gepanzerter Hand zu erzwingen von dem Nachfolger St. Peters, der Macht hat zu lösen und zu binden, — —"

„Meineidiger und Verworfener!" unterbrach ihn das Weib — „läßt Du Dir einfallen, daß Gewaltthat Absolution erwerben könne, oder daß Du je das Vergangene gut zu machen vermögest? Einen gemeuchelten edeln Namen — das gebrochene Herz und den Fluch eines sterbenden Vaters! Ja, diesen Fluch, ich höre ihn noch! er gellt mir schreckhaft ins Ohr, als stände ich bei dem ersterbenden Körper! er hängt sich an Dich — er verfolgt Dich — er wird Dich durch den Brustharnisch durchbohren — er wird Dich treffen in der Mittagshöhe Deiner Macht. Dein Geist zerstört — Dein Ehrgeiz verdorrt — späte Reue — ein Leben voll Hader und ein schmachvoller Tod — Dein Verderben die Folge Deines Verbrechens! Zu diesem, zu die-

sem hat der Fluch eines alten Mannes Dich verurtheilt! und Du bist verurtheilt!"

Diese Worte, mehr gekreischt als gesprochen — das flammende Auge — die aufgehobne Hand — die aufgerichtete Gestalt der Redenden — die Stunde — die Einsamkeit der umgebenden Ruinen — Alles wirkte zusammen, dieser schauerlichen Verwünschung das Gepräge der Prophezeihung zu geben. Der Krieger, an dessen furchtloser Brust hundert Speere fruchtlos zersplittert waren, sank erbleichend und gebeugt zur Erde. Er faßte den Saum vom Kleide der wilden Unglücksverkünderin und schrie mit erstickter, hohler Stimme: „Schone mein, schone mein!"

„Dein schonen?" sagte die mitleidslose Alte, „hast Du je Männer verschont in Deinem Haß, oder Weiber in Deiner Lust? Ah, krieche nun im Staub! schmiege, schmiege Dich! wildes Thier, das Du bist! dessen glatte Haut und gleissende Farben die Unvorsichtigen betrog, daß sie blind waren gegen die Krallen, welche zerfleischen, gegen die Zähne, welche zerreißen; schmiege Dich, daß der Fuß der Alten und Unmächtigen Dich sporne!"

„Hexe!" schrie Montreal, in der Wiederaufwallung plötzlicher Wuth und wahnsinnigen Stolzes wieder aufspringend und sich aufspreizend — „Hexe! Du hast die Schranken überschritten, innerhalb deren, bedenkend wer Du bist, meine Geduld Deine Frechheit gewähren ließ! Ich hatte beinahe vergessen, daß Du Dir meine Rolle anmaßest! ich bin der Ankläger! Weib! der Knabe! Weiche nicht aus! Zweizüngle nicht! lüge nicht! Du warst die Diebin!"

„Ich war's. Du gabst mir Unterricht darin, zu stehlen ein —"

„Gib her — liefere ihn aus!" unterbrach sie Montreal, mit solcher Kraft auf die Erde stampfend, daß die Splitter der Marmortrümmer, worauf er stand, unter seinen beerzten Fersen lossprangen.

Das Weib kümmerte sich wenig um eine Heftigkeit, bei welcher der trotzigste Krieger Italiens gezittert hätte; aber sie antwortete nicht geradezu. Der Charakter ihrer Züge ging von der Leidenschaft

in den Ausdruck ernsten, tiefen und melancholischen Nachsinnens über. Endlich redete sie wieder zu Montreal, dessen Hand mehr mit dem Instinkt langer Gewohnheit, wenn er erzürnt oder gereizt war, als aus einer blutigen Absicht nach seinem Dolch gegriffen hatte; denn so wild und rachsüchtig er auch war — dessen wäre er nicht gegen irgend ein Weib — viel weniger gegen das vor ihm stehende, fähig gewesen.

„Walter von Montreal," sagte sie in einem so ruhigen Tone, daß es fast wie Mitleid klang, „der Knabe, den, denk' ich, nie Bruder oder Schwester gekannt hat, das einzige Kind eines einst stolzen und herrlichen Geschlechts von beiden Seiten, obwohl nicht von beiden Seiten eines entehrten — nun, warum so ungeduldig? Du wirst bald das Schlimmste erfahren — der Knabe ist todt!"

„Todt," wiederholte Montreal zurückbebend und erblassend! „todt! — nein, nein! sag' nicht so! er hat eine Mutter — Du weißt, er hat eine! eine zärtliche, weichmüthige, ängstliche, hoffende Mutter! nein! nein! er ist nicht todt!"

„So kannst Du also fühlen für eine Mutter?" sagte die Alte, anscheinend gerührt durch den Ton des Provenzalen. „Doch, bedenke Dich! ist es nicht besser, daß das Grab ihn bewahrt vor einem Leben voll Ausschweifungen, Blutvergießen und Verbrechen? Besser, schlafen mit Gott, als wachen mit den Teufeln!"

„Todt!" wiederholte Montreal; „todt! der holde Kleine! so jung — Diese Augen, die Augen seiner Mutter, so bald geschlossen!"

„Hast Du noch etwas zu sagen? Dein bloßer Anblick scheucht alle Weiblichkeit aus meiner Seele! entlaß mich!"

„Todt! soll ich Dir glauben? oder treibst Du Deinen Hohn mit mir? Bedenke, Du hast *meinen* Fluch ausgesprochen; horche auf meinen Abschied; wenn Du dies gelogen hast, so soll Deine letzte Stunde Dich quälen und Dein Todtenbett soll das Todtenbett der Verzweiflung seyn!"

„Dein Mund," versetzte das Weib mit verächtlichem Lächeln, „ist besser gemacht für leichtsinnige Betheurungen gegen unglückliche Mädchen, als für Verwünschungen, die nur im Munde der Guten feierlich klingen. Fahrewohl!"

„Halt, unerbittliches Weib, halt! wo schläft er? Messen soll man singen, Priester sollen beten; die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an diesem jungen Haupt!"

„In Florenz," versetzte sie hastig, „aber kein Stein zeigt die Ruhestätte des Geschiednen; der verstorbne Knabe hatte keinen Namen."

Ohne weitere Fragen abzuwarten, schritt das Weib jetzt weiter — sie verfolgte ihren Weg und das hohe Gestrüppe und die Wendung des Pfads entzogen bald die Unglück weissagende Erscheinung der öden Landschaft.

Montreal, jetzt allein, sank mit einem tiefen und schweren Seufzer zu Boden, bedeckte sein Antlitz mit den Händen und brach in tödtliche Betrübniß aus; seine Brust arbeitete, sein ganzer Körper zitterte — und er weinte und schluchzte laut mit der ganzen furchtbaren Heftigkeit eines Mannes, dessen Leidenschaften stark und wild sind, aber dem der Sturm des Kummers allein neu und fremd blieb.

Niedergestreckt, entmannt, blieb er hier beträchtliche Zeit; allmälig, als Thränen seinen Schmerz erleichterten, wurde er nach und nach ruhiger und hing zuletzt mehr einer düstern Träumerei nach als einer leidenschaftlichen Betrübniß. Der Mond stand hoch und die Stunde war spät, als er aufstand, und nur wenige Spuren der vergangenen Aufregung hafteten noch auf seinem Angesicht, denn Walter von Montreal besaß nicht die Gemüthsart, in welcher der Schmerz heimisch werden und sich einnisten, oder welche ein Schlag in die fortdauernde und zur Gewohnheit werdende Schwermuth versetzen kann, welche ihren dunkeln Schleier über Solche wirft, die mehr nachhaltig, wiewohl nicht mit so stürmischer Empfindung fühlen. Er besaß die Elemente des ächten französischen Charakters, aber im übertriebensten

Maßstab; das Tiefste und Ernsteste an ihm war gemischt mit Flatterhaftigkeit und Leichtsinn; sein tiefster Scharfsinn ward oft durch eine Laune durchkreuzt; sein gewaltiger Ehrgeiz einer nichtswürdigen Versuchung aufgeopfert; und seine elastische, sanguinische und hochstrebende Natur war einzig nur getreu dem Verlangen nach kriegerischem Ruhm, der Poesie eines glänzenden und stürmischen Lebens, und den Reizungen jener zärtlichen Leidenschaft, ohne deren Farben das Bild der Chevalerie immer unvollständig bleibt, und worin er eines Gefühls, einer Zärtlichkeit und einer ergebenen Unterwürfigkeit fähig war, die man kaum hätte für vereinbar halten sollen mit seinem unbedachten Leichtsinn und seiner zuchtlosen Lebensweise.

„Nun," sagte er, als er langsam aufstand, seinen Mantel um sich faltete und seinen Weg wieder antrat; „es war nicht um meinetwillen, daß ich mich so dem Schmerz hingab. Aber die Qual ist vorbei und das Schlimmste weiß ich. Zurück also jetzt zu den Gegenständen, die nie sterben — rastlose Entwürfe und kühne Plane! Der Fluch dieser Hexe macht, daß mir noch das Blut kühl ist und diese Einsamkeit hat etwas Gespenstisches und Schauerliches an sich. Ha — was für ein plötzliches Licht ist da?"

Das Licht, das Montreal ins Auge fiel, brach beinah hervor wie ein Stern, kaum größer in der That, aber röther und mit stärkerem Glanz. An sich war es nicht auffallend, und hätte können von einem Kloster oder einer Hütte herrühren. Aber es ergoß sich von einer Seite des Aventin, die keine Wohnungen der Lebendigen enthielt, sondern nur verlassene Ruinen und zertrümmerte Säulenreihen, deren Namen sogar, sammt dem Gedächtniß der früheren Inhaber, todt war. Dies wissend, empfand Montreal ein leises Grauen, als die Flamme ihr sich gleichbleibendes Licht über die traurige Landschaft ausgoß, denn er war nicht frei von dem ritterlichen Aberglauben jener Zeiten und es war jetzt die den Geistern und Gespenstern angehörende Spuckstunde. Aber Furcht, vor dieser oder vor der andern Welt konnte nicht lange den Geist des kühnen Freibeuters überwältigen,

und nach einem kurzen Bedenken entschloß er sich, einen kleinen Abstecher von seinem Weg zu machen und sich des Grunds jener Erscheinung zu versichern. Ohne daß er es wußte, schritt der martialische Fuß des Barbaren über die Stätte des berühmten oder berüchtigten Isistempels, der einst Zeuge der wilden, von Juvenal berichteten Orgien gewesen, und gelangte zuletzt an ein dichtes und dunkles Buschholz, das durch eine Oeffnung in seinem Mittelpunkt jenes räthselhafte Licht durchschimmern ließ. Der Ritter drang durch das dunkle Gebüsch und befand sich dann vor einer großen, grauen, unbedachten Ruine, aus welcher, gedämpft und verworren der Hall von Stimmen hervordrang. Durch einen Riß in der Mauer, der eine Art von Fenster bildete — welches wahrscheinlich der Bau in seiner früheren Herrlichkeit nicht gekannt hatte — ungefähr zehn Fuß über dem Boden, brach jetzt das Licht über den mit verworrenem Gestrüpp bewachsenen Grund hin, eingehüllt gleichsam in ungeheure Schattenmassen und strahlte durch einen ganz nahen, zertrümmerten Säulengang. Der Provenzale stand, ohne daß er es wußte, auf der Stelle, die einst geweiht war durch den Tempel, den Säulengang und die Bibliothek der Freiheit (die erste öffentliche Bibliothek, die in Rom bestand). Die Mauer der Ruine war bedeckt von unzählbaren Schlingpflanzen und wildem Gesträuch, und es bedurfte nur wenig Gewandtheit von Seiten Montreals, um sich mit Hülfe von diesen zu der Höhe der Oeffnung emporzuheben, wo er dann, bedeckt von dem üppigen Laubwerk, hineinsah. Er erblickte einen Tisch von Kerzen erleuchtet und mitten darauf ein Crucifix; einen entblößten Dolch, eine geöffnete Rolle, wie sich hernach auswies, heiligen Inhalts, und eine metallne Schaale. Ungefähr hundert Männer in Mänteln und mit schwarzen Masken standen regungslos im Kreis, und Einer, größer als die Uebrigen, ohne Verhüllung und Maske — dessen bleiche Stirne und finstere Züge durch dies Licht noch bleicher und finsterer erschienen — schloß soeben eine Anrede an seine Genossen.

„Ja," sagte er, „in der Kirche des Lateran will ich den letzten

Aufruf ans Volk erlassen. Unterstützt von dem Vikar des Pabsts — ich, selbst ein päbstlicher Beamter — so werde ich einleuchtend machen, daß Religion und Freiheit — daß Helden und Märtyrer — die gleiche Sache, die gleichen Interessen haben. Nach diesem sind Worte überflüssig; Thaten müssen an die Reihe kommen. Bei diesem Crucifix verpfände ich mein Wort — bei diesem Stahl weihe ich mein Leben der Wiedergeburt Roms. Und Ihr — die Ihr dann nicht mehr Mantel und Maske nöthig habt; wenn die einzelne Trompete sich vernehmen, wenn der einzelne Reiter sich schauen läßt, Ihr, schwöret Euch zu vereinigen um das Banner der Republick und mit Herz und Hand, mit Leben und Seele, mit Verachtung des Todes und in Hoffnung der Erlösung — zu widerstehen den Waffen der Unterdrücker!"

„Wir schwören! wir schwören!" riefen alle Stimmen — und wie sie sich zum Kreuz und Dolch herzudrängten, wurden die Kerzen durch die umgebenden Haufen verdunkelt, so daß Montreal die Ceremonie nicht sehen konnte; auch hörte er nicht die nur gemurmelte Eidesformel; aber er konnte errathen, daß der damals bei Verschwörungen übliche Gebrauch — welcher erheischte, daß jeder Verschworne ein paar Tropfen seines Bluts vergoß, zum Zeichen, daß er sein Leben selbst der Unternehmung weihe — auch hier nicht fehlte; denn als die Schaar wieder zurücktrat, hielt dieselbe Gestalt, welche zuvor die Versammelten angeredet, die Schaale mit beiden Händen in die Höhe — am linken, entblösten Arm quoll langsam Blut hervor, und träufelte tropfenweise auf die Erde und mit feierlicher Stimme und aufwärts gerichteten Augen, sprach er:

„Unter den Trümmern deines Tempels, o Freiheit! weihen wir Römer dir diese Libation! Wir, beschützt und begeistert nicht von wesenlosen, fabelhaften Göttern, sondern vom Herrn der Heerschaaren und von Ihm, der vom Himmel herabkommend, nicht an Kaiser und Fürsten, sondern an Fischer und Ackerleute sich wandte — der den Niedrigen und Armen Vollmacht übertrug — die Vollmacht der Offenbarung!" Dann kehrte er sich plötzlich zu seinen Genossen, seine Züge,

in Charakter und Ausdruck ganz eigenthümlich wechselnd, verklärten sich aus feierlicher Scheu zu kriegerischer, flammender Begeisterung und laut rief er: „Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!“ Die Wirkung dieses Uebergangs war überraschend. Jeder legte, wie von einer unwiderstehlichen Macht blindlings getrieben, die Hand aufs Schwert, als er den Spruch wiederholte; Einige zogen sogar ihre Klingen, als gälte es jetzt gleich loszuschlagen.

„Ich habe genug gesehen; jetzt werden sie bald aufbrechen,“ sprach Montreal bei sich: „und ich wollte lieber einem Heer von Tausenden begegnen, als einem halben Dutzend so entflammter und so berauschter Schwärmer.“ Mit diesen Worten ließ er sich auf den Boden herab und schlich fort, während noch einmal durch die stille Mitternachtsluft der dumpfe Ruf ihm ans Ohr schlug: Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!

E. L. Bulwer's
sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen.

Achtunddreißigster Theil.

Rienzi II.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1841.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Rienzi, der letzte Tribun Ein Roman

Bd.: 1

Stuttgart (1841)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 717 -37/41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256825-6